

Clinton vs. Trump, Parmelin, Ferrante, Faszination Ratte

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 41 – 13. Oktober 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8,50 (inkl. MwSt.) – Euro 6,90

**Rätselhafter  
Freisinn**  
Ein Versuch,  
die FDP zu verstehen

## Willkommen in Bagdad

Am Kraterrand  
der Hölle

Von Eugen Sorg





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.





## Mit dem Combi-Steam kocht man gerne.

V-ZUG erleichtert Ihnen das Kochen mit einfachen und individuellen Lösungen. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: [vzug.com](http://vzug.com)



Schweizer Perfektion für zuhause

Mitte der neunziger Jahre war unser Reporter Eugen Sorg zum letzten Mal in Bagdad. Jetzt kehrte er zusammen mit dem Fotografen Nathan Beck in die irakische Hauptstadt zurück. Nach Jahren des Krieges und des Terrors – auch durch den Islamischen Staat – sei die Stadt fast nicht wiederzuerkennen, sagt Sorg nach seiner Rückkehr. Es sei, wie wenn ein Fluch über Bagdad hinge. Das Leben finde nicht mehr auf den Strassen statt, die Bevölkerung habe sich zu-



**Schiitischer Held:** Kämpfer Abu Azrael.

rückgezogen, sei müde und erschüttert vom Bombengräuel. In diesen tristen Zeiten werden aber auch Helden geboren: Der auf der Titelseite abgebildete Iraker Abu Azrael geniesst – zumindest unter Schiiten – einen Kultstatus. Den muskelbepackten Medienstar, der gerne T-Shirts der amerikanischen Trendmarke Under Armour trägt, nennen sie «Rambo des Irak». Der charmante Killer trotz der IS-Gewalt mit brachialen Mitteln und einem Lächeln auf den Lippen. Er gibt dem Widerstand ein Gesicht. **Seite 20**

«Das war das schmutzigste TV-Duell in der amerikanischen Geschichte», waren sich die Medien nach der zweiten Fernsehdebatte zwischen Hillary Clinton und Donald Trump einig. Lou Cannon, 83, Reporter-Urgestein der *Washington Post* und mehrfacher Reagan-Biograf, hat exklusiv für die *Weltwoche* die «vergiftete Seifenoper» aufgezeichnet. Die Schlagzeilen dominiert hat einmal mehr Trump mit seinen Zoten über Frauen. Feind und Freund zeigte sich geschockt. Kann einer US-Präsident werden, der Frauen nur als Sexobjekte betrachtet? Falls nicht, hat sich viel geändert. Beatrice Schlag entlarvt die echauffierten Ritter der Moral als Heuchler. Sie erinnert daran, dass die Liste sexueller Hallobris im Weissen



«Vergiftete Seifenoper»: Clinton, Trump.

Haus lang ist. Die USA, die bald das mächtigste Staatsoberhaupt der Welt wählen, zeigen sich in tumultuösem Zustand. Der Schriftsteller George Packer hat in seinem Buch «Die Abwicklung» ein ernüchterndes Sittengemälde seines Landes gezeichnet. Urs Gehrigler hat ihn zu Hause in Brooklyn besucht und gefragt: «Ist Amerikas Sinkflug zu stoppen?» **Seite 16, 31 und 52**

Sämtliche Artikel zum US-Wahlkampf 2016 sind aktuell in einem Dossier zusammengestellt: [www.weltwoche.ch/us-wahlen](http://www.weltwoche.ch/us-wahlen)

Was tippen Sie, wie viele völkerrechtliche Verträge die Schweiz im vergangenen Jahr abgeschlossen hat? Zwei, drei oder ein halbes Dutzend, oder doch vielleicht eher zwanzig bis dreissig? Die korrekte Antwort lautet: über ein halbes Tausend. Inlandchef Philipp Gut hat sich durch den 730-seitigen Bericht des Bundesrats zum Thema gelesen. Die Lektüre ist ernüchternd: Der Grossteil der völkerrechtlichen Verträge ist fragwürdig und mit hohen Kosten für die Schweizer Steuerzahler verbunden. Sie sponsern Studien über «genderpolitische Gegebenheiten in der georgischen Landwirtschaft» und ähnlichen Unsinn. Dass Völkerrecht über Landesrecht stehen soll, wirkt vor diesem Hintergrund doppelt unverständlich. **Seite 42**

In eigener Sache: Am Dienstag hat die Wemf AG für Werbemedienforschung ihre Erhebungen und Leserschaftsanalysen publiziert. Es freut uns, festzustellen, dass die Leserschaft der *Weltwoche* seit 2014 mit gewissen Schwankungen nach unten und oben im Vertrauensbereich zwischen 245 000 und 225 000 Lesern stabil geblieben ist. Wir danken unseren Leserinnen und Lesern herzlich für ihr Interesse und werden auch in Zukunft in die redaktionelle Qualität investieren.

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Aextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

With discipline comes stability.

The throwing of the stone, a traditional Swiss sport, has been popular in the country for centuries. It demands confidence and balance, characteristics that guide us at all times.



# Risiko Clinton

Trump heuchelt ehrlicher als Hillary.

Von Roger Köppel

Die meisten Journalisten und Meinungsmacher sind entsetzt. Sie finden es ganz schlimm, was in der zweiten Fernsehdebatte zwischen Hillary Clinton und Donald Trump geboten wurde. Das Niveau sei unterirdisch, primitiv, giftig, verbissen und alles in allem einer Diskussion um die amerikanische Präsidentschaft unwürdig gewesen.

Während Clinton insgesamt gut wegkommt, wird Trump, natürlich, mit Schmähungen eingedeckt, unter denen der Vorwurf «Macho-Auftritt» noch der gnädigste ist. Daran lässt sich immerhin ablesen, dass die meisten Medien für Clinton und gegen Trump sind, was auch nicht weiter erstaunt. Hillary steht links, Trump steht rechts. Selten wurde ein Wahlkampf einseitiger beschrieben.

Klar, die jüngsten Enthüllungen waren nicht gerade erbaulich für Trump. Es kamen private Tonbänder zum Vorschein, in denen der damals 59-Jährige vor elf Jahren mit seiner sexuellen Unwiderstehlichkeit, aber auch mit gescheiterten Übergriffen prahlte. Er fühle sich von attraktiven Frauen «automatisch» angezogen, sagte er, wie von einem «Magneten». Er fange einfach an, sie zu küssen, ja, ihnen sogar zwischen die Beine zu greifen: «Du kannst alles machen. Wenn du ein Star bist, lassen sie es zu.»

Der Aufschrei war gewaltig. Das Clinton-Camp twitterte sich in ekstatische Empörung. Serienweise gingen Trump prominente Republikaner von der Fahne. Die Aufnahmen waren daneben und peinlich, aber Trump hatte nur mit seinen Worten ausgedrückt, was der ehemalige US-Aussenminister Henry Kissinger unter allgemeinem Applaus einst gepflegter so formuliert hatte: «Macht ist für Frauen das endgültige Aphrodisiakum.»

Es war bizarr, dass ausgerechnet Hillary Clinton ihr angeblich grenzenloses Entsetzen über Trumps Sexismus in der TV-Debatte ausbreitete. Nicht wenige Amerikaner dürften sich gefragt haben, warum sich Clinton derart aufregte. Hillary liess ihrem Ehemann Bill bis heute die strübsten Seitensprünge und schmierigsten Affären durchgehen, so dass ihre Empörung über Trump einigermaßen aufgesetzt und künstlich wirkte. Alles, was Bill als Präsident mit Frauen praktizierte, ist, wenn man es denn schon bewerten will, schimpflicher als das, was Kandidat Trump vor elf Jahren über Frauen sagte. Wäre es Hillary mit ihrer Empörung ernst, hätte sie sich längst scheiden lassen müssen.



«Göttergleiche Polit-Elite.»

Ob die Enthüllungen Trump schaden, kann ich nicht beurteilen. Man hat den Immobilienmogul ja nicht dabei aufgenommen, wie er eine Vergewaltigung oder einen Raubmord plante. Er redete einfach so, wie viele Männer reden, wenn sie sich in Herrenrunden oder Umkleidekabinen unbeobachtet fühlen. Man möchte auch nicht wissen, wie Frauen, wenn sie unter sich sind, ihre Männer kommentieren. Mindestens so unanständig wie die Dinge, die in solchen Situationen besprochen werden, sind die Leute, die das nachher ausplaudern – oder auf Band aufnehmen. Moralisch neutralisiert die Gemeinheit des Verräters die beschämende Schlüpfrigkeit der Aufzeichnungen.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Bezeichnend ist, dass ausgerechnet die besonders Korrekten und Anständigen jetzt Trumps Unterhosen ins Visier nehmen. Hillary Clinton zitiert gern Michelle Obama, die ihr sagte: «Wenn er nach unten geht, gehst du nach oben.» Inwieweit die politische Verwüstung von Trumps privaten Sex-Prahlerien «nach oben» geht, bleibt schleierhaft. Die jüngsten Verwicklungen aber machen deutlich, dass die Moralschiedsrichter um Hillary Clinton, wenn es sein muss, genauso virtuos im Dreck wühlen können wie der Mann, dem sie vorwerfen, es exklusiv zu tun.

Natürlich ist auch Trump ein Heuchler, aber womöglich heuchelt er ehrlicher als Hillary. Es ist interessant, dass der Showman und Sprücheklopfer noch immer authentischer rüberkommt als die keimfreie Mustereschülerin. Sie ist das Versprechen, dass in der Politik alles beim Alten bleibt. Trump steht für die vage Möglichkeit einer Hoffnung, es werde sich etwas ändern. Wenn ihm die Amerikaner ihre Stimme geben, dann nicht wegen, sondern trotz seiner nachweislichen Entgleisungen.

Die kreative Bösartigkeit, mit der das Clinton-Lager Trump attackiert, ist aufschlussreich. Es ist nicht so, wie die meisten Zeitungen schreiben, dass in diesem Wahlkampf eine kultivierte Politikerin mit einem durchdachten Programm auf diesen blonden Neandertaler trifft, der von Politik und Staatsführung keine Ahnung hat. Trump wird aufs heftigste angefeindet, gerade weil er mit seiner Person und mit seinen Vorstellungen einen rabiaten Gegenentwurf zum Status quo und seinen Profiteuren verkörpert.

Clinton gegen Trump, das ist: Establishment gegen Aussenseiter, Internationalismus gegen Nationalismus, mehr Staat gegen weniger Staat, Milliardendefizite gegen Ausgabenenkung, steigende Steuern gegen sinkende Steuern, offene Grenzen gegen kontrollierte Grenzen, Multikulti gegen weisses Kernland, Akademismus gegen gesunden Menschenverstand, politische Korrektheit gegen Klartext, Gutmenschen gegen die «Beklagenswerten». Die Etablierten hassen Trump, weil sie wittern, dass er für sie eine echte Bedrohung bedeutet.

Nach dem Brexit wäre eine Wahl Trumps der zweite Befreiungsschlag gegen jene polyglotte, selbstzufriedene, göttergleiche Polit-Elite, die sich demokratisch gibt, aber aristokratisch handelt. Würden ihn die Amerikaner tatsächlich ins Weisse Haus schicken: Es wäre ein Erdbeben, dessen Ausläufer auch die EU und ihre arroganten Mandarine in Brüssel erreichte. Allmählich verdichtet sich der Eindruck, dass eine Wahl des Krawallpolitikers Trump das geringere Übel sein könnte als die Fortführung dessen, was die verblüffend grosse Zahl seiner Anhänger überwinden möchte.



Rätsel Freisinn: Petra Gössi. Seite 36



Landplage mit medizinischem Nutzen: Seite 48



«Inzestkuchen»: Tom Gabriel Fischer. Seite 60



Zucker ist das neue Kokain: Seite 50

## Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 13 **Kommentar** Politik der grossen Spendierhosen
- 13 **Im Auge** Melinda Taylor, für schwierige Fälle
- 14 **Kampagnen** Grüne Patrioten
- 14 **Sozialpolitik** Wachstum ohne Ende
- 15 **Frankreich** Volkssport Vorwahlen
- 15 **Demokratie** Teures Recht
- 16 **Macht und Libido**
- Sexuelle Hallo-driss im Oval Office
- 18 **Personenkontrolle** Pfister, Binder, Lovey, Franziskus etc.
- 19 **Nachruf** Stylianos Pattakos
- 20 **«Sorry, Saddam»**
- Reportage aus der irakischen Hauptstadt Bagdad
- 28 **Die Deutschen** Der nicht!
- 28 **Wirtschaft** Grün gefärbter Mist
- 30 **Fieberkurve** Mr Gallup und Nate Silver
- 31 **Ausland** Giftig und aufschlussreich
- 32 **Mörgeli** Höchstrichterliche Anmassung
- 32 **Bodenmann** Hat der Professor recht?
- 33 **Medien** Die Hierarchisierung der Welt
- 33 **Gesellschaft** In Bedrängnis
- 34 **Darf man das?** / Leserbrief

## Hintergrund

- 36 **Slalom mit freiem Sinn**
- Ein Versuch, die FDP zu verstehen
- 38 **Rechtsstaat** Die FDP drückt gerne ein Auge zu
- 39 **Atomaufsicht** Vereinbarung mit Tücken
- 40 **Parmelin duckt sich**
- Die Luftwaffe ist das Sorgenkind des Verteidigungsministers
- 42 **Inflation des Völkerrechts**
- Fragwürdige völkerrechtliche Verträge belasten das Budget
- 44 **Arbeit** Geht die Suva zu weit?
- 45 **Politik** Oskar Freysinger über Andi Gross' neues Buch
- 46 **Liebesgrüsse nach Moskau**
- Yves Rossiers Berufung zum neuen Botschafter in Russland
- 47 **SRG** De Wecks Nebelwand
- 48 **Herrin der Unterwelt**
- Ehrenrettung der verachteten Ratte
- 50 **Das süsse Leben**
- Ist Zucker wirklich so schlecht wie sein Ruf?
- 52 **«Misstrauen ist die neue Ideologie»**
- George Packers Novelle «Die Abwicklung»
- 54 **Kultur** Glaube an den literarischen Gott
- 56 **Schein des Heiligen**
- Juan Manuel Santos und der Friedensnobelpreis
- 57 **Kolumbien** Burkhalter in der Falle



---

# Let's write the future.

Mit Gebäuden,  
die mitdenken.



Die Smart-Home-Technologie von ABB bietet weit mehr als Komfort und Sicherheit: Die integrierten Geräte und Systeme schaffen intelligente Lösungen, die Beleuchtung, Sonnenschutz, Heizung, Lüftung und Klimatechnik individuell für Sie vorausschauend einstellen. So wird die Energieeffizienz optimiert, und Ihr Zuhause wird deutlich umweltfreundlicher. [abb.com/future](http://abb.com/future)

**ABB**



«Trump ist, was er scheint»: Autor George Packer. Seite 52

## Interview

### 52 «Misstrauen ist die neue Ideologie»

In seinem Buch «Die Abwicklung» beschreibt der US-Schriftsteller und Journalist George Packer ein Land im Sinkflug

## Stil & Kultur

### 58 Stil & Kultur Miley Cyrus

### 60 Das Knurren des Dämons

Schlagabtausch der Subventionsempfänger und -gegner in der Musikszene

### 62 Ungebremste Wucht

Warum die neapolitanische Saga der Kultautorin Elena Ferrante süchtig macht

### 64 Lizenz zum Treten und zum Töten

«In Shitgewittern – Wie wir uns das Leben zur Hölle machen» von Jon Ronson

### 67 Islamisierung Zurück ins Mittelalter

### 68 Top 10

### 68 Kino «Inferno»

### 69 Jazz Giovanni Guidi, Gianluca Petrella, Louis Sclavis, Gerald Cleaver

### 70 Namen Es läuft gut

### 71 Hochzeit Rasmus Aarup Christiansen und Mads Thorsdal

### 71 Thiel Das Puzzle

### 73 Im Gespräch Jean-Claude Biver, Uhrenunternehmer

### 74 Wein Histoire d'Enfer Syrah Cuvée unique 2014

### 74 Zu Tisch Restaurant «Ammolite» im Europa-Park in Rust

### 75 Auto Jaguar F-Pace 3.0 V6 Diesel

### 76 MvH trifft Patricia Gucci, Buchautorin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Lou Cannon



Der Journalist war Korrespondent der *Washington Post* und sorgte als Biograf des früheren US-Präsidenten Ronald Reagan für Aufmerksamkeit. Hier bewertet er das zweite TV-Duell zwischen Hillary Clinton und Donald Trump. Seite 31

### Zoë Jenny



Die Schweizer Bestseller-Autorin lebt in der Nähe von Wien. In ihrem Bericht über eine Familienreise nach Rom beschreibt sie eine Stadt, in der die christliche Kultur von schwerbewaffneten Soldaten vor islamistischem Terror geschützt werden muss. Seite 67

## Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



## *Ungewisse Renten.* Betrifft Sie das?

Gestiegene Lebenserwartungen, rekordtiefe Zinsen.  
Das stellt die Vorsorgewerke vor gewaltige Herausforderungen.  
Ihre Rentenleistung wird sinken.

Planen Sie Ihre Vorsorge mit uns.



Entdecken Sie mehr auf  
**NOTENSTEIN-LAROCHE.CH**  
oder im persönlichen Dialog.



NOTENSTEIN  
LA ROCHE

PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENF LAUSANNE LOCARNO LUGANO  
LUZERN OLTEN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH



© Lamborghini

Wegen grosser Nachfrage neu auch vom 26. bis 29. Oktober 2016



© Museo Ferrari



© Lamborghini



© Lamborghini



© Fototeca ENIT Vito Arcomano

## Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor Mania»

# Italienische Leidenschaften

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf der viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Modena und Bologna.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und pure Emotion. Bei exklusiven Werksbesichtigungen und an Ausstellungen erkunden Sie die legendären Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind.

Zu den Höhepunkten zählen die persönliche Begegnung mit Fabio Lamborghini und die Werksbesichtigung bei Ferrari mit der Möglichkeit, eine Testfahrt durch die euganeische Hügellandschaft zu unternehmen. Eine Parmigiano-Degustation und die ausgezeichnete Küche der Gourmetstadt Bologna machen die Reise zum perfekten Erlebnis. Sie logieren im 5-Sterne-Grand-Hotel «Majestic Già' Baglioni» im Zentrum von Bologna, in direkter Nachbarschaft des Palazzo Fava und der Piazza Maggiore.

### Programm, Höhepunkte:

- 1. Tag: Reise nach Bologna**
  - Flug Zürich-Venedig
  - Busfahrt nach Bologna
  - Check-in und Apéro im Hotel
  - Altstadt-Rundgang und Abendessen
- 2. Tag: «Tal der Motoren»**
  - Besuch der Edelschmiede Pagani
  - Parmigiano-Degustation auf dem Landgut Panini
  - Werksbesichtigung bei Lamborghini, Sant'Agata Bolognese
  - Besichtigung des privaten Familienmuseums und Nachtessen mit Fabio Lamborghini
- 3. Tag: Ducati und Ferrari**
  - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati
  - Mittagessen Ristorante «Montana», Maranello
  - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
  - Fahrsimulator oder Testfahrt mit dem Ferrari F430 (optional)
  - Exklusives Abendessen in Bologna
- 4. Tag: Rückflug nach Zürich**

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Reise «Motor Mania» – Faszination Rennsport

**Reisetermin:**  
26.–29. Oktober 2016

- Leistungen:**
- Swiss-Flug Zürich-Venedig-Zürich (inkl. Gebühren)
  - Transfer Flughafen-Hotel-Flughafen
  - 3 Übernachtungen im Grand Hotel «Majestic Già Baglioni», inkl. Frühstücksbuffet
  - Besuch bei Lamborghini, inkl. Abendessen
  - Besuch bei Ducati und Pagani
  - Besuch bei Ferrari, inkl. Mittagessen
  - Parmigiano-Degustation, Altstadt Rundgang, exkl. Abschiedsessen
  - Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

**Spezialpreise:**  
Fr. 2280.– pro Person, EZ-Zuschlag: Fr. 400.–  
Begleitete Testfahrt im Ferrari F430  
(Option: Fr. 150.–, 30 Min.)

**Limitierte Teilnehmerzahl:**  
Maximal 20 Gäste pro Reisetermin. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

**Anmeldung:**  
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub) oder Tel. 091 752 35 20, E-Mail: [n.nessi@mondial-tours.com](mailto:n.nessi@mondial-tours.com)

**Veranstalter:**  
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno  
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Politik der grossen Spendierhosen

Von Peter Keller — Das Parlament verteilt zusätzlich Hunderte Millionen Franken, obwohl der Bund in Milliardendefizite läuft. CVP und Linke wollen dafür die bewährte Schuldenbremse lösen.



Mitte-links-Schuldenpolitik: Leuthard (CVP).

Die Bundesfinanzen kippen ins Nirwana. Jeder weiss es. Doch National- und Ständerat rühren weiter mit der goldenen Kelle an. Verzweiflung macht sich breit, sogar in der Verwaltung. Der Chef der Finanzdirektion, Serge Gaillard, stöhnt: «Das Parlament hat die Ausgaben praktisch in allen Aufgabengebieten stärker erhöht, als es der Bundesrat wollte.» Hunderte Millionen mehr für Bildung, Armee und Landwirtschaft. Dazu scheiterten wegen dreier FDP-Stimmen im Nationalrat die Kürzungen der Entwicklungshilfe (430 Millionen Franken). Gaillard rechnet vor, dass bis 2020 Fehlbeträge von rund 1,5 Milliarden Franken anfallen.

Damit nicht genug. Die Finanzkommission des Ständerates zerzauste das vom Bundesrat vorgelegte Stabilisierungsprogramm und strich Kürzungen von 300 Millionen Franken heraus. Das Motiv ist klar: Die Kantonsvertreter wollen möglichst viel für ihre Stammesgebiete herausholen. Finanzminister Ueli Maurer (SVP) klagt: «Sie können nicht immer nach der Feuerwehr rufen und dann auf den Schlauch stehen, wenn wir da sind.» Das Parlament verlangt bundesrätliche Sparprogramme, geht es ins Konkrete, sind wieder Puder und Pampers angesagt. Verteilen ist schöner, als Begehrlichkeiten zu widerstehen.

Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass die Finanzen je nach Gebiet sehr unterschiedlich gewachsen sind. Das routinierte Bauernbashing hat jedenfalls keine faktische Grundlage. Seit 2005 sind die Ausgaben für die Landwirtschaft lediglich um 1,6 Prozent oder 59 Millionen Franken gestiegen. Zum Vergleich: Allein die jährlichen Kosten für die soziale Wohlfahrt wuchsen im gleichen Zeitraum um 5,85 Milliarden. Das Aussendepartement unter Didier Burkhalter (FDP) hat eine Steigerung von 63,2 Prozent zu verzeichnen, Bildung und Forschung ein Plus von 53,6 Prozent, der Bereich Umwelt und Raumordnung (Departement von Doris Leuthard [CVP]) weist rekordverdächtige 141,5 Prozent aus – was pro Jahr 785 Millionen Mehrausgaben entspricht.

Wären alle Aufgabenbereiche so stabil wie die Landwirtschaft und die Armee (plus 1,6 Prozent bzw. plus 0,7 Prozent) – die Schweiz müsste keine Kämpfe um das Budget führen. Die Bundesaussgaben stiegen jedoch seit 2005 von 52,6 Milliarden auf 66,5 Milliarden Franken oder um 26,4 Prozent. Wohin fliesst dieses Geld? – In den Sozialstaat und zunehmend in die Migration. Schon im Sommer beantragte Simonetta Sommaruga (SP) zusätzliche 353 Millionen für das Asylwesen. Merkels Willkommensruf schlägt sich direkt auf unsere Finanzen nieder. Ein zweiter Nachtragskredit steht an: nochmals 98,8 Millionen Franken. Insgesamt rechnet die Finanzverwaltung bis 2018 mit einer Verdoppelung der Asylkosten auf 2,4 Milliarden Franken jährlich.

## Prinzip jeder guten Hausfrau

In Wahrheit ist die Politik der grossen Spendierhosen noch viel ärger. Aufgrund der surreal tiefen Zinsen muss der Bund viel weniger für seine Schulden ausgeben. Allein seit 2010 ist die Schuldenlast von 3,1 auf rund 1,5 Milliarden Franken gesunken. Was nichts anderes heisst, als dass die «eingesparten» 1,6 Milliarden Franken längstens irgendwo konsumiert wurden. Immerhin gibt es die Schuldenbremse. Dank ihr haben sich die Bundesfinanzen stabilisiert. Die Eidgenossenschaft darf nicht mehr ausgeben, als sie an Steuern einnimmt. An dieses Prinzip hält sich auch jede gute Hausfrau. Nur Bundesbern hadert mit diesem Korsett. Die CVP hat bereits einen Vorstoss eingereicht, um an der Schuldenbremse zu sägen. Die Linke ist begeistert. Damit droht wieder die Mitte-links-Schuldenpolitik der neunziger Jahre.

# Frischlucht für Assange



Melinda Taylor, Frau für schwierige Fälle.

Sie ist erst vierzig und hat einen meteorhaften Aufstieg hingelegt als Verteidigerin des Unentschuldbaren. Früh schon im Ruanda-Tribunal, weiter als Pflichtanwältin des serbischen Präsidenten Milosevic und des Gaddafi-Sohnes Saif al-Islam sowie des kongolesischen Diktators Bemba. In Libyen wurde Melinda Taylor gekidnappt und einen Monat lang gefangen gehalten und ihr Name wurde bekannt, aber ihre vorteilhafteste Robe als schöner Gerechtigkeitsengel ist ihre Diskretion. Im Unterschied zum einstigen «Advokaten des Terrors», dem Maître der Selbstmystifikation Jacques Vergès, der die Prozesse gegen Klaus Barbie oder den «Schakal» Carlos auf seine Mühlen leitete. Bei Milosevic kreuzten sich ihre Karrieren: Der Serbe feuerte Vergès und akzeptierte Taylor.

Sie lebt mit ihren beiden Kindern in Den Haag, dem Sitz des Internationalen Gerichtshofes, Ehemann Geoff Roberts ist Berufskollege. Letzte Woche sass sie auf dem Podium der Berliner Volksbühne, ihr Klient war aus der Botschaft Ecuadors in London zugeschaltet. «Ein Gefängnis ist nicht immer ein Ort von Mauern und Gittern», sagte sie, «entscheidend ist der Freiheitsentzug.» Der Anlass: zehn Jahre Wikileaks. Sie kennen sich aus Australien, Queensland, wo Assange aufwuchs als Zirkuskind, und dorthin möchte sie ihn zurückbringen, in Sicherheit. Der Hacker und Politaktivist Julian Assange, 45, atmet schon seit vier Jahren und zwei Monaten die Air-Condition der Ambassade als bekanntester Justizflüchtling der Cyberwelt. Melinda Taylor leitet seit zwei Jahren ausserdienstlich ein Team von 145 freiwilligen Juristen, die ihn aus seinen Verstrickungen zu befreien versuchen. In Stockholm wird gegen Assange wegen Vergewaltigung ermittelt, Grossbritannien hat der Auslieferung zugestimmt; er fürchtet, von Schweden an die USA übergeben zu werden, die ihn als Staatsfeind verfolgen. Originalton Hillary Clinton, möglicherweise nächste US-Präsidentin: «Weshalb können wir ihn nicht mit einer Drohne ausschalten?» Assange droht weiteres Material gegen Hillary an. Hilft das Melinda Taylors Strategie? Peter Hartmann

## Grüne Patrioten

Von René Zeller — Die Allianz für den Atomausstieg setzt auf Heimatliebe.

Der Abstimmungskampf über die Atomausstiegs-Initiative wird nach dem traditionellen Links-Rechts-Muster ablaufen: auf der Befürworterseite die rot-grünen Internationalisten, auf der Gegenseite das schollenverwurzelte bürgerliche Lager. So weit, so normal.

Doch die Kampagnenführer zur Linken sind clever. Den Auftakt ihrer Kampagne orchestrierten sie mit patriotisch klingender Begleitmusik. «Für Sicherheit und Schutz der Heimat», las man im Communiqué des Pro-Komitees. Gleichentags legte der Grüne Bastien Girod in der Talk-Sendung von Tele Züri nach. Während des 24-minütigen Streitgesprächs mit SVP-Präsident Albert Rösti schaffte es der global denkende «Green Change»-Zürcher, nicht weniger als fünf Mal seine Heimatliebe zu propagieren. «Wer die Atomausstiegs-Initiative bekämpft, spielt russisches Roulette mit unserer Heimat!» Und gleich einem stumpfenrauchenden Festredner, der an einem Bergschwinget das bäuerlich-konservative Stammespublikum für den sofortigen Atomausstieg gewinnen müsste, fügte Girod an: «Jeder, der patriotisch gesinnt ist, muss Ja stimmen am 27. November!»

### Fraglos opportunistisch

Es ist natürlich nicht so, dass sich die Befürworter der Atomausstiegs-Initiative gleichsam über Nacht in glühende Patrioten verwandelt haben. Die Schweizer Grünen trachten unverändert danach, die Welt zu verändern. Die Schweizer Sozialdemokraten singen an ihren Parteitag weiterhin nicht die Nationalhymne, sondern die «Internationale» («Wacht auf, Verdammte dieser Erde»). Die Schlauchboote von Greenpeace sind auf den Weltmeeren unterwegs, nicht auf dem Pfäffikersee.

Doch in Abstimmungskämpfen zählen nicht nur die besseren Argumente, sondern auch griffige Slogans. Als das Stimmvolk über den Kampfjet Gripen zu entscheiden hatte, gehörte Bastien Girod zu jenen Gegnern, die das schwedische Flugzeug notorisch als «Papierflieger» und als unfertiges Ikea-Baukastensystem disqualifizierten. Die Anwürfe verfielen, der Flieger stürzte ab. Wenn sich die grünen (und roten) Weltverbesserer diesmal ein patriotisches Mäntelchen umhängen, so ist das zwar fraglos opportunistisch. Aber beim Stimmvolk verfangen mitunter auch Mogelpackungen.

## Wachstum ohne Ende

Von Alex Reichmuth — Die Kosten für Sozialhilfe steigen jährlich um über fünf Prozent. Jeder Einwohner der Schweiz muss rund tausend Franken für Fürsorgeleistungen hinblättern.

Von solchen Zuwachsraten schwärmt jeder Unternehmer und träumt jeder Volkswirt: Um durchschnittlich über 5 Prozent wachsen die Staatsausgaben für Sozialhilfe jedes Jahr. Wurden 2003 noch 4,4 Milliarden Franken an Leute verteilt, die als sozial schwach gelten, waren es 2014 bereits 7,9 Milliarden – über zwei Drittel mehr.

Auf den ersten Blick scheint es, als seien die immer grösseren Ausgaben mit der höheren Einwohnerzahl erklärbar – verharnte doch der Anteil der Bezüger in den letzten Jahren bei 3,2 Prozent. «Sozialhilfequote gleich wie vor zehn Jahren», strich der Bund im letzten Frühling eilig hervor. Selbstverständlich ist in den letzten Jahren die Bevölkerungszahl gestiegen, was automatisch mehr Sozialhilfebezüger bedeutet. Doch das ist nur die halbe Wahrheit, da der einzelne Bezüger immer höhere Beiträge bekommt. 2014 betrug diese fast 10 000 Franken pro Kopf, satte 3,5 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Eine immer grössere Zahl an Sozialhilfeabhängigen bezieht also ständig höhere Beihilfen.

Darum drücken all die Wirtschaftshilfen, Ergänzungsleistungen und Familienbeihilfen immer stärker auf das Portemonnaie jedes Einwohners und jeder Einwohnerin der Schweiz. Während die Sozialhilfe den Einzelnen vom Baby bis zum Greis 2003 durchschnittlich 603 Franken kostete, waren es 2014 schon 953 Franken, über die Hälfte mehr. Pro Jahr bedeutete das ein Wachstum von über 4 Prozent. Heute, 2016, hat die jährliche Pro-Kopf-Belastung wohl die Tausendergrenze überschritten.

### 24-mal mehr bedürftige Eritreer

Und dabei ist ein wichtiger Bereich gar nicht berücksichtigt: Sozialhilfezahlungen an Asylanten und Flüchtlinge – soweit dafür der Bund aufkommen muss und nicht die Kantone und Gemeinden zuständig sind. Alleine unter den anerkannten Flüchtlingen und den sogenannten vorläufig Aufgenommenen betrug die Sozialhilfequote 2014 schwindelerregende 81 Prozent – obwohl diese Personen eigentlich arbeiten dürften. Und selbst wenn ehemalige Asylanten schon viele Jahre in der Schweiz leben, bleiben extrem viele von ihnen in der Fürsorge hängen. Vor allem die Eritreer fallen auf, bleibt doch fast die Hälfte von ihnen dauerhaft sozialhilfeabhängig. Weil Bundesbern jedes Jahr ganze Heerscharen neuer eritreischer Migranten als angeblich Schutzbedürftige ins

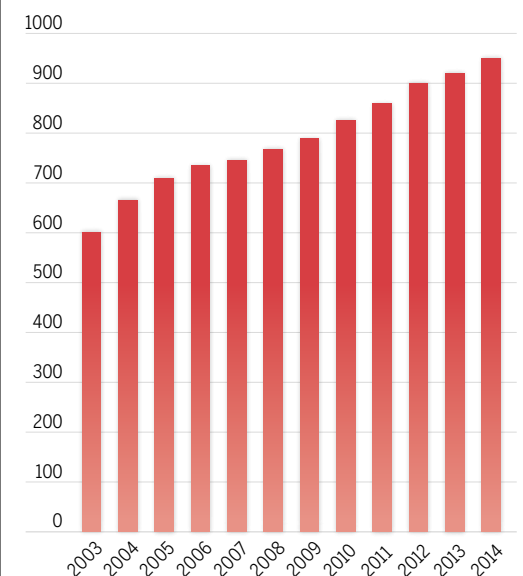
Land lässt, boomen Sozialhilfezahlungen an Eritreer: Wurden 2006 gerade mal 276 eritreische Fürsorgeabhängige registriert, waren es 2014 schon 6547 – fast 24-mal mehr. Damit hatte jeder zwanzigste ausländische Sozialhilfebezüger einen eritreischen Pass. Und dieser Anteil wird in den nächsten Jahren weiterhin steil steigen, wenn Zehntausende Eritreer im Asylbereich demnächst nicht mehr vom Bund finanziell ausgehalten werden, sondern bei den Sozialämtern der Gemeinden Schlange stehen. Aber auch andere Ausländergruppen fallen durch sehr hohe Sozialhilfequoten auf – etwa die Türken, von denen weit über 10 Prozent auf Kosten der Steuerzahler leben. Insgesamt bezogen 2014 über 6 Prozent aller Ausländer Sozialhilfe, während es bei den Schweizern nur 2,2 Prozent waren.

### Die Umverteilung geht weiter

Die Sozialhilfezahlungen laufen aus dem Ruder. Echte Not ist höchstens zum Teil die Ursache dafür. Denn die ausbezahlten Summen steigen ziemlich gleichmässig, weitgehend unbeeinflusst von der konjunkturellen Lage. Egal also, ob auf dem Arbeitsmarkt Boom oder Flaute herrscht: Die Umverteilung unter dem Titel Sozialhilfe steigt mit fast naturwissenschaftlicher Präzision immer weiter in den Himmel. Ein Ende ist nicht abzusehen.

### So viel kostet uns die Sozialhilfe pro Kopf

Nettoausgaben für Sozialhilfe im weiteren Sinn pro Einwohner, in Franken



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Nur 2,2 Prozent Schweizer Bezüger.

## Volkssport Vorwahlen

Von Jürg Altwegg — Die «Republikaner» wählen ihren Kandidaten für das Elysée – die Linke wählt mit: Sie will Sarkozy verhindern und wird Alain Juppé zum Präsidenten küren.

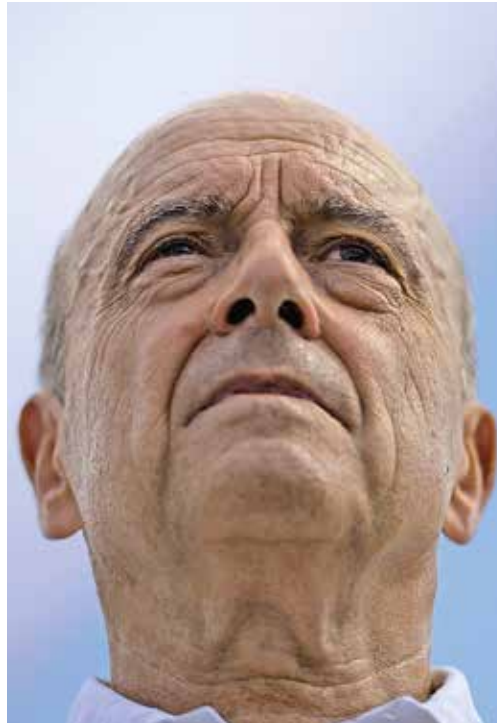
Fünf Euro kostet die Teilnahme an der Vorwahl bei den Grünen. Mit zwei Euro ist man bei Les Républicains (LR) dabei – pro Wahlgang. Bei den Sozialisten war es noch billiger: Einen Euro kostete die Teilnahme an der Vorwahl. Sie spielte 2012 in der Dramaturgie des Machtwechsels eine wichtige Rolle. Themen werden gesetzt, der Sieger ging mit einer gewissen Dynamik in den Endkampf. Das ist diesmal nicht anders: Die Vorwahl der «Republikaner» beherrscht seit Wochen die politische Agenda und monopolisiert die Aufmerksamkeit der Medien.

### Linke ohne Gewissensbisse

Für die Republikaner sind sie ein absolutes Novum. Sie passen überhaupt nicht zu ihrem Selbstverständnis «eine Partei, ein Chef» und zur Tradition der Fünften Republik. Charles de Gaulle hatte sie als Antwort auf die Instabilität der parlamentarischen Vierten Republik als «Wahlmonarchie» mit der Wahl des Königs durch das Volk begründet. Aber von ihrem Geist ist eh nicht mehr viel vorhanden. Nicht vorgesehen war die lähmende grosse Koalition der *cohabitation* eines Präsidenten mit einem Premierminister der Opposition – Mitterrand mit dem Gaullisten Balladur, der Gaullist Chirac mit dem Sozialisten Jospin. Die Amtszeit im Elysée wurde von sieben auf fünf Jahre reduziert. Umgehend nach der Wahl des Präsidenten folgt jene des Parlaments.

Mit den Vorwahlen der Parteien erreicht die Pervertierung der Fünften Republik eine neue Stufe. Bei de Gaulles Erben, den Republikanern, kam es nach Sarkozys Niederlage im Elysée im Kampf um den Parteivorsitz – der zur Kandidatur für die Präsidentschaft legitimiert – zwischen Jean-François Copé und François Fillon zu einer Schlammschlacht mit Wahlfälschung. Beide sind jetzt ziemlich aussichtslos im Rennen, das zwischen Alain Juppé und Nicolas Sarkozy entschieden wird.

Man kann die *primaires* auch als Modernisierung und Schritt zur direkten Demokratie verstehen. Zu einer sechsten Republik. Ausgerechnet Sarkozy, der sich an Napoleon orientiert, will diese Entwicklung noch beschleunigen. Er hat am Wochenende gleich zwei Volksabstimmungen innerhalb eines Monats angekündigt: über die Einwanderung und die Internierung von Terrorismus-Verdächtigen. Verliert er die Abstimmungen, müsste er im Geiste der Fünften Republik



Schritt zur sechsten Republik: Juppé.

gleich wieder zurücktreten. Ein abgewählter Präsident ist überhaupt noch nie wieder gewählt worden.

Es ist die reine Verzweiflung, die Sarkozy antreibt. Dass die Partei ihn will, bezweifelt kein Mitglied und kein Beobachter. Doch der Abstand auf Alain Juppé wird nicht kleiner. Der Grund: Die Anhänger des Front national wie der Sozialisten wollen sich eifrig an der Vorwahl beteiligen – und dürfen das auch. Sie müssen eine Erklärung unterschreiben, die nicht als rechtes Glaubensbekenntnis formuliert wurde und mit der sich auch Linke ohne Gewissensbisse arrangieren können. Absolute Anonymität wird garantiert.

### Motivierte Mitte und Linke

Im November steht aller Voraussicht nach fest, wen vierzig Millionen Franzosen fünf Monate später zum Präsidenten krönen werden. Zwei Millionen werden bei der Vorwahl erwartet. Je höher die Beteiligung ausfällt, umso grösser sind die Chancen Alain Juppés, der die Mitte und die Linke zum Mitmachen ermuntert. Die Zeitung *Libération* hat in einem Aufruf ihren Lesern gerade erklärt, wie sie sich kleiden sollen, um in den Wahllokalen der Rechten nicht aufzufallen: «Und nicht vergessen, den 4x4-Geländewagen demonstrativ auf dem Velostreifen zu parkieren.»

## Teures Recht

Von Markus Schär — Offener Brief an CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter.

*Sehr geehrte Frau Schneider-Schneiter*

Sie schrieben einen bösen Tweet, als die SVP am letzten Freitag ankündigte, sie ergreife das Referendum gegen die Energiestrategie 2050: «SVP provoziert eine weitere aussichtslose Abstimmung, welche Bund, Kantone und Gemeinden Millionen kostet.» Und ich gab Ihnen zurück, Ihr Tweet sei eine Schande. Sorry, das ging nicht freundlicher; ich erkläre Ihnen gerne, warum:

Erstens: Unsere direktdemokratischen Volksrechte, Referendum (seit 1874) und Initiative (seit 1891), sind das Beste an der Schweiz. Wir müssen uns nicht damit begnügen, die Regierung abzuwählen, sondern wir können ihre Politik direkt mitbestimmen. Wir können dank der Initiative einen Verfassungsartikel vorschlagen, und sei es ein Gebot, den Kühen die Hörner nicht abzuschneiden. Und wir können dank dem Referendum ein Gesetz verwerfen. Jemandem vorzuhalten, er verursache Kosten, wenn er seine demokratische Mitsprache nutzt, ist darum schlicht schändlich: Wohl eine Mehrheit der Schweizer nähme ökonomische Nachteile hin – etwa in den Beziehungen zur EU –, um ihre politischen Vorrechte zu wahren. Und es gibt keine «aussichtslosen Abstimmungen». Die SP feierte jede ihrer Initiativen für eine Einheitskrankenkasse als Erfolg, auch wenn sie nicht über ein Drittel der Stimmen kam. Und nachdem 64 Prozent der Schweizer nein zur grünen Wirtschaft gesagt hatten, meinte Ihre Bundesrätin, Doris Leuthard, das sei «kein Nein zur grünen Wirtschaft».

Zweitens: Unsere weltweit einzigartigen Volksrechte machen unser ganzes Politsystem weltweit einzigartig – und dies dank den Katholisch-Konservativen. Indem sie in den «Referendumsstürmen» der 1870er und der 1880er Jahre alle Gesetze «von Bern oben» ablehnten, zwangen sie die Freisinnigen, 1891 die Katholiken in die Regierung einzubeziehen und später jede Partei, die die Politik mit dem Referendum lahmlegen konnte, bis hin zur Zauberformel von 1959, die ein CVP-Generalsekretär erfand. Die Schweizer Konkordanz funktioniert nur, wenn Bundesrat und Parlament jedes Gesetz so aushandeln, dass es beim Volk besteht.

Stimmen wir also über die Energiestrategie ab. Ich nehme den Entscheid als guter Demokrat an, wenn sich das Volk dafür ausspricht. Ich hoffe, Sie auch, wenn nicht.

*Mit freundlichen Grüessen*

# Macht und Libido

Von **Beatrice Schlag** — Kann einer US-Präsident werden, der Frauen nur als Sexobjekte betrachtet? Falls nicht, hat sich vieles geändert. Die Liste sexueller Hallodris im Oval Office ist lang.

«Wenn du ein Star bist, lassen sie dich alles machen. Du kannst ihnen zwischen die Beine greifen oder was immer du willst.» Donald Trump hat sich für sein inzwischen berühmtestes Zitat mehrfach entschuldigt. «Es tut mir leid, aber so was reden Leute eben», sagte er über seine vor elf Jahren aufgenommenen Obszönitäten, die er als «Umkleidekabinengewäsch» ohne jeden Wahrheitsgehalt bezeichnet. Umkleidekabinen stehen dabei für Orte, in denen Männer oder Frauen unter sich sind und über das andere Geschlecht mit einer Unverblümtheit reden, die sie sich in einer gemischten Runde nie erlauben würden. Männer ahnen das, wenn ihre Frauen Freundinnen einladen und die ganze Gruppe am Küchentisch verstummt, sobald er sich ein Bier aus dem Kühlschrank holt. Frauen ahnen das, wenn Kollegen angeregt an einem Bürotisch die Köpfe zusammenstecken und das Gespräch stirbt, sobald sich eine Frau dazu setzt. Die gleichzeitig angeödeten und etwas verlegenen Blicke der Unterbrochenen sind immer dieselben.

## Zoten beim Golfspielen

Natürlich geht es bei solchen Gesprächen nicht nur um Sex. Und wenn, fallen sie nicht zwingend so vulgär aus wie beim republikanischen Präsidentschaftskandidaten. Aber wenn Trump sagt, sein Umkleidekabinengewäsch sei nicht annähernd so unanständig gewesen wie das, was ihm Bill Clinton einst beim Golfspielen er-

## Nie war Hillary populärer als während der Lewinsky-Affäre, als sie zu Bill hielt.

zählt habe, muss das nicht unbedingt gelogen sein. Jeder Mann kennt Umkleidekabinengespräche. Fast keiner würde von sich behaupten, nie daran teilzunehmen oder als Jugendlischer nie teilgenommen zu haben.

Lauter Sexisten? Donald Trump unterscheidet sich von vielen, weil er gern auch in der Öffentlichkeit daherredet, als sei er in der Umkleidekabine. Aber Bill Clinton, Hillarys grösster Förderer? Oder Lyndon B. Johnson, der mit John F. Kennedy wetteiferte, wer häufiger eine Frau ins Bett kriegt, die nicht die seine ist? Und der 1964 mit der bahnbrechenden Civil Rights Act jede Art von Diskriminierung aufgrund von Rasse, Farbe, Geschlecht oder Herkunft verbot? Ein Blick auf die grössten sexuellen Hallodris im Weissen Haus.

## Lausiger Liebhaber:

**John F. Kennedy (1961–1963)**

Das Wort Sexsucht war so inexistent wie Social Media, als John F. Kennedy Präsident wurde. Jeder Halbinsider wusste, dass der schöne junge Präsident mit dem coolen Boston-Akzent und der eleganten Frau an nichts so sehr interessiert war im Weissen Haus wie an der Gelegenheit, Sex mit jungen Frauen zu haben. Im internen Pool, in seiner Privatsuite, wo auch immer. Freunde wie Frank Sinatra waren um Nachschub besorgt, Stars wie Kim Novak oder Angie Dickinson mussten nicht gebeten werden. Von Marilyn Monroe nicht zu reden. Das weibliche Personal im Haus wurde gar nicht erst nicht gefragt, nur abkommandiert. Kein Protest erreichte die Medien. Mit John F. Kennedy zu schlafen: Die Vorstellung gefiel fast jeder Frau. Dabei war der Präsident mit dem Rückenleiden vor allem für Blowjobs empfänglich und hatte kaum mehr als ein paar Minuten für Frauen übrig – ein lausiger Liebhaber. Sein Sexleben war so unverhohlen, dass selbst Anhänger um seine Wiederwahl fürchteten. Irgendwann würde jemand reden. Die Schüsse von Dallas machten ihn rechtzeitig zum Mythos. Seine schweigsame Frau Jackie sagte ein Jahr nach seinem Tod zu einer Freundin: «Ich vermisse ihn vor allem für die Kinder. Ehrlich gesagt, hatten wir ziemlich viele Probleme. Und im Weissen Haus zu leben, war nicht hilfreich.»

## Das Loch in seinem Ego:

**Lyndon B. Johnson (1963–1969)**

Der Texaner mit dem grimmigen Gesicht war offenbar einer der vulgärsten Präsidenten der letzten Jahrzehnte. «Pisse ins Lavabo, gab mit seinen Bauchnarben an, packte sein Geschlechtsteil aus», schrieb sein Biograf, der renommierte Journalist Bill Moyers, ehemaliger Pressesekretär von Johnson. «Aber es gab ein Loch in seinem Ego, das er nicht stopfen konnte. Dagegen trank, ass und rauchte er exzessiv an.» Vor allem aber versuchte er, es mit Sex zu füllen. Viel beschrieben ist die Szene, in der er seinen Kopf aufs Pult hämmerte und brüllte: «Ich hatte mehr zufälligen Sex als Kennedy mit all seinen geplanten Treffen.» Vielleicht, aber Johnson war diskreter, hässlicher und viel weniger sorglos als der reiche Sonnyboy aus Massachusetts. Seine Frau wusste und schwieg. Für seine langjährige Geliebte Madeline Brown und den gemein-

samen Sohn Steven sorgte er finanziell über Jahrzehnte.

## Hillary und die Lewinsky-Affäre: Bill Clinton (1993–2001)

Gennifer Flowers, Paula Jones und wie sie alle hiessen; der Samenfleck auf Monica Lewinskys blauem Kleid, die Zigarrenverpackung in ihrer Vagina – man hört all das fast täglich, seit Hillary Clinton Präsidentschaftskandidatin ist. Trump tat gut daran, Bill Clintons chronische Untreue als Präsident nicht allzu aggressiv zur Sprache zu bringen. Denn nie war Hillary populärer als in den Tagen des Impeachment-Versuchs, als sie erst kurz vor der Weltöffentlichkeit erfuhr, dass die Lewinsky-Affäre keine rechte Verschwörung



«So was reden Leute eben»: Donald Trump mit





**Retungslos:** Eisenhower, Summersby, 1945.



**Sex im Pool:** John F. Kennedy, 1968



**Flecken auf dem Kleid:** Lewinsky, Clinton, 1995.

war, sondern harte Realität. Ihr Beliebtheitswert schoss auf 70 Prozent, weil sie zu Bill hielt, warum auch immer.

### **Im Bett mit der Sekretärin: George H. W. Bush (1989–1993)**

Dass seine energische Frau Barbara sich mit seinem störrischen Sohn George W. oft so hef-

tig stritt, dass der Ehemann respektive Vater das Zimmer verliess, ist bekannt. Ebenso, dass der republikanische Ex-Präsident nicht Donald, sondern Hillary wählen wird. Das Gerücht, dass Bush senior mit seiner Sekretärin Jennifer Fitzgerald ein Verhältnis hatte, wurde erst durch das Buch des früheren US-Botschafters Louis Fields bestätigt, in dem der Diplomat beschrieb, wie er für das Liebespaar 1984 bei einem Besuch in Genf für eine gemeinsame Unterkunft sorgte.

### **Verliebt in die Rothaarige: Dwight D. Eisenhower (1953–1961)**

Wie viel konventionelle Biederkeit der glatzköpfige Mann und seine weisshaarige Frau Mamie als Präsidentenpaar verbreitet hatten, fiel erst auf, nachdem das Glamourpaar Jack und Jackie Kennedy ihre Nachfolge antrat. Falscher Eindruck. Als Oberkommandierender der alliierten Streitkräfte während des Zweiten Weltkriegs hatte Ike sich rettungslos in seine rothaarige Fahrerin Kay Summersby verliebt. Er bat den General und späteren Nobelpreisträger George Marshall vergeblich um dessen Einwilligung zur Scheidung. Wie Summersby in ihren Memoiren nach Eisenhowers Tod schrieb, hatten sie und Ike immer wieder vergeblich versucht, Sex zu haben. Manche behaupten, seine angebliche Impotenz sei eine Erfindung von Summersbys Verleger gewesen, um Eisenhowers Legende als Kriegsheld aufrechtzuerhalten.

### **Liebesbriefe von Lucy: Franklin D. Roosevelt (1933–1945)**

Die Leidenschaft des Präsidenten, den jeder Historiker unter die Grossen der USA einreicht, war nicht seine bewunderte Frau Eleanor, sondern deren Sekretärin Lucy Mercer. Als Eleanor Liebesbriefe von Lucy fand, verlangte sie die Scheidung. Franklin, damals noch Staatssekretär, wusste, dass er als Geschiedener nie eine Chance auf das Weisse Haus haben würde. Er versprach, Lucy nie mehr zu sehen

und Eleanor nicht mehr mit Sex zu behelligen. Sie willigte ein und spielte nach seiner Wahl fast vier Amtszeiten lang First Lady für den New-Deal-Präsidenten. Als er 1945 an einer Gehirnblutung starb, war Lucy Mercer bei ihm. Er hatte sich nie von ihr getrennt. «Er wäre vielleicht mit einer völlig unkritischen Frau glücklicher gewesen», schrieb Eleanor nach seinem Tod, «aber dazu war ich nie fähig.» Dass der Präsident im Rollstuhl neben Mercer noch zahlreiche andere Geliebte hatte, wurde erst später bekannt. Ebenso, dass Eleanor Roosevelt nach ihrem Ehe-Deal mit mehreren Frauen liiert war.

### **Sklavin und Geliebte: Thomas Jefferson (1801–1809)**

Der Hauptverfasser der Unabhängigkeitserklärung, Gründervater der Vereinigten Staaten und ihr dritter Präsident heiratete mit 29 Martha Wayles Skelton. Als Marthas Vater John starb, erbte das Paar Wayles' 135 Sklaven, unter ihnen Betty Hemings und ihre sechs Kinder. Die Hemings waren nicht nur Sklaven, sondern auch Teil der Wayles-Familie: Nach dem Tod von Marthas Mutter hatte John Wayles Betty zur Konkubine genommen und mit ihr nochmals sechs Kinder gezeugt. Martha war mithin Halbschwester des Hemings-Nachwuchses. Nachdem Martha Jefferson 1782 gestorben war, wurde Bettys jüngste Tochter Sally, damals geschätzte sechzehn, Thomas Jeffersons Sklavin und Geliebte. Das unoffizielle Paar, dessen Liaison Anlass zu viel Klatsch gab, hatte vier Kinder, die das Erwachsenenalter erreichten. Alle vier bekamen von Thomas Jefferson die Freiheit geschenkt, als sie 21 wurden. Sally Hemings blieb bis zu Jeffersons Tod 1826 seine Sklavin. Gegen die mutmasslichen Zerrissenheiten hinter den dürren Fakten kommt keine moderne Patchworkfamilie an.

Mehr zu den US-Wahlen: Seiten 30, 31 und 52.



**Wrestlerinnen, 2009.**

## Personenkontrolle

**Pfister, Binder, Lovey, Franziskus, Darbellay, Trede, Mettler, Berset, Charrière, Holm, Gut, Holdener, Janka, Feuz, Küng, Ammann, Cologne, Lehmann**

Seit Gerhard Pfister in der CVP das Zepher schwingt, wird in der einstmals stramm katholischen Partei wieder vermehrt über Religionsfragen sinniert. Wenn Pfister gern und oft vor der schleichenden Islamisierung Europas warnt, dann will er daran erinnern, in welchem Humus seine Partei wurzelt. «Die CVP macht den Fehler, dass sie sich fremdschämt», betonte Pfister im Wahlkampf 2015. «Dabei werden wir zu neunzig Prozent von Katholiken gewählt. Der Katholizismus ist in den Genen unserer Wähler.» Einen Kontrapunkt setzt die Aargauer CVP-Präsidentin **Marianne Binder**. In der jüngsten Ausgabe der Publikation *Horizonte*, die von der Römisch-katholischen Pfarrblattgemeinschaft Aargau herausgegeben wird, meint Binder: «Wer das Gefühl hat, nur Katholiken sollen CVP wählen, hat die CVP nicht begriffen.» Und die einstige Kommunikationschefin der CVP Schweiz ergänzt: «Wir sind nicht die Kommunikationsabteilung des Vatikans.» (rz)

Um angewandten Katholizismus geht es derzeit im Wallis. Der Bischof von Sitten, **Jean-Marie Lovey**, entschied sich bei einem Vortrag vor dem Oberwalliser Seelsorgerat für ein besonderes Thema: das Apostolische Schreiben von Papst Franziskus für die Familien, «Die Freude der Liebe» (lat. «Amoris laetitia»). **Papst Franziskus** bemängelt darin eine übertriebene Idealisierung der Ehe durch die Kirche. Das wird der gläubige Katholik, alt Nationalrat, Ex-CVP-Präsident und potenzielle Walliser Staatsrat **Christophe Darbellay** erleichtert zur Kenntnis genommen haben. Nach einem Seitensprung ist er zum vierten Mal Vater geworden. Daheim macht ihm seine Angetraute die Hölle heiss. Aber auf den Vatikan ist Verlass: Der Platz im Himmel scheint nicht verloren. (hmo)

**Aline Trede**, junge grüne alt Nationalrätin aus Bern, betätigt sich zurzeit in der Bundesstadt als Wahlbeobachterin. Dass die Grünliberale **Melanie Mettler**, die in die städtische Exekutive einziehen möchte, mit dem Kampfruf «Itz aber!» wirbt, findet Trede blutleer. Sie finde partout keinen Hinweis darauf, was «Itz aber!» bedeuten könnte. Auch die SP, die mit dem Slogan «Unsere Politik sorgt auch im Stadtrat für Auftrieb» in den Wahlkampf rudert, bekommt ihr Fett ab. Auf dem Plakat posieren sechs Genossinnen und Genossen mit Schwimm-



*Willkommene Seelsorge:* Bischof Lovey.



*Bereit zum Höhenflug:* Küng, Gut, Feuz.



*Kritik und Untergang:* Aline Trede.



*Sieger ohne Amt:* Leif-Erik Holm (AfD).



*Kontrapunkt:* Marianne Binder (CVP).

westen. Trede fragt: «Kann man helfen, seid ihr in Seenot?» Vielleicht liegt es an Tredes frecher Lippe, dass sie im letzten Herbst in den Nationalratswahlen abgesehen ist. (rz)

Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) unter Bundesrat **Alain Berset** (SP) eröffnet eine Front im kafkaesken Mikrobereich: Vizedirektor **Roland Charrière** hat, gegen den erklärten Willen des Parlaments, eine Weisung erlassen, die den gewerblichen Import gewisser Arten von Mundtabak (Snus) untersagt. In dem achtseitigen Dokument legt der Beamte penibel genau fest, wie Snus von «Kautabak» und «Lutschtabak» zu unterscheiden ist. Das hauptsächliche Unterscheidungsmerkmal ist die Grösse der Tabakkörner. Ausserhalb des BAG erschliesst sich der Sinn dieser Übung niemandem. (fsc)

Einerseits könnte man sagen, dass **Leif-Erik Holm** die Welt nicht mehr versteht. Andererseits weiss der Vorsitzende der Alternative für Deutschland (AfD) im norddeutschen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern genau, dass die Welt eben leider genau so ist: Obwohl seine

Partei bei den Landtagswahlen im September aus dem Stand zweitstärkste politische Kraft wurde, ging sie nun bei der Besetzung des Landtagspräsidiums leer aus. Von CDU über SPD bis Linke verbündeten sich die «Altparteien» – die allesamt Stimmen verloren hatten – und hieften ihre Kandidaten ins Amt. Der Wähler hat's gesehen: Demokratie geht anders. (ky)

**Lara Gut, Wendy Holdener, Carlo Janka, Beat Feuz, Patrick Küng** und die nordischen Olympioniken **Simon Ammann** und **Dario Cologne** – alle fasten sie vergangenen Samstag auf dem Militärflugplatz Dübendorf ihre neuen Dressen für den kommenden WM-Winter. Beim Rundflug in der neuen Bombardier C der Swiss von Kloten zur WM-Strecke in St. Moritz und zurück öffnete sich just über dem Engadin die Wolkendecke und machte den Blick frei auf die ersten künstlich beschneiten Passagen. Swiss-Ski-Präsident **Urs Lehmann** stellt mehr Medaillen in Aussicht als an der WM 1993 in Morioka, als sein Abfahrtsgold das einzige Schweizer Edelmetall blieb: «Wir hoffen, dass dieser Alpenflug zum Höhenflug wird.» (tre)

## Nachruf



*Fossil einer Diktatur:* General Pattakos.

**Stylianos Pattakos (1912–2016)** — Der zweite Mann der Junta war im Putschkabinett von 1967 griechischer Innenminister, später stellvertretender Ministerpräsi-

dent. Er setzte sich noch vor dem Sturz des Regimes im Jahr 1973 von demselben ab, entging aber nicht der Verurteilung wegen Hochverrats.

«*Zito i epanastasis*» – «Es lebe die Revolution!» – war landesweit auf Plakaten zu lesen, als ich mich 1969 mit Mitstudenten im damals verfeimten Griechenland erkundigte. Eine Revolution ohne Revolutionäre. Um Andreas Papandreu zu verhindern, der eine Volksfront mit Kommunisten nicht ausschloss, hatten «Obristen» am 21. April 1967 die Demokratie gekappt. Uncharismatische, oft brutale, folternde Militärs – angeblich eine Diktatur der Regierung gegen eine Diktatur der Empörung, wie auch in Spanien das autoritäre System gerechtfertigt wurde. Weil Kalter Krieg herrschte, stand die Nato zu ihrem Mitglied Gewehr bei Fuss. Eine auf dem Lande noch populäre Figur war Brigadegeneral Pattakos. Eine zum Beispiel Kleinbauern entgegenkommende Sozial- und Mittelstandspolitik stellte nicht den Tiefpunkt der Landesgeschichte dar. Für Schauspielerin Melina Mercouri, die von Pattakos ausgebürgert wurde, war er ein geborener Faschist. De facto ein autoritärer Ordnungspolitiker wie vor ihm in Portugal Oli-

veira Salazar. Nebst dem Feindbild Türkei bekämpfte er den Minirock, dazu lange Haare mit Bärten, was nur im Ordensgewand zulässig war.

Mit Syriza-Politiker Alexis Tsipras, einem erklärten Atheisten, hatte Pattakos gemeinsam, dass Übergriffe auf Privilegien der orthodoxen Kirche tabu waren. Europas Meisterredner Guy Verhofstadt hat dies 2015 im Europäischen Parlament als Kontinuum der griechischen Politik gegeißelt. Die Episode des griechischen Obristenregimes, 1974 durch den konservativen Konstantinos Karamanlis abgelöst, bleibt denkwürdig. Nach dem Militärputsch in Athen stellten Kalte Krieger die Frage, ob Italien als nächstes Land in Europa auf diese Weise vor dem Kommunismus zu «retten» sei. Pattakos, zuerst wie Diktator Georgios Papadopoulos zum Tode verurteilt, dann wie dieser zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt, starb als Fossil der Rechtsdiktatur am 8. Oktober 2016 in Athen, einen Monat vor seinem 104. Geburtstag. Seine Freilassung «aus Gesundheitsgründen» überlebte er um 26 Jahre.

*Pirmin Meier*



# HUBLOT

**BIG BANG UNICO  
SAPPHIRE**



**HUBLOT**

BOUTIQUES  
GENEVE • Gstaad • LUZERN  
ZURICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

## «Sorry, Saddam»

Von Eugen Sorg und Nathan Beck (Bilder) — Der IS ist im Irak in tödliche Bedrängnis geraten. In der Hauptstadt Bagdad glauben die Menschen, dass nach der Befreiung alles noch schlimmer wird.

Die Neun-Millionen-Kapitale des Irak wirkt trostlos, schäbig, seelenlos. Stacheldrahtsperrungen vor Quartiereingängen, Löcher in den Strassen, herumliegender Schutt, mit hohen Betonquadern abgeschirmte Gebäude, Checkpoints überall, an denen Polizei oder Privatmilizen in der Sommerhitze den quälend langsam fließenden Verkehrsstrom kontrollieren. Wenige Menschen sind zu Fuss unterwegs, viele Läden sind leer oder geschlossen, an Hauswänden hängen Plakate von gefallenen Kriegern, bärtigen Religionsführern. Bagdad scheint von einem Unheil heimgesucht worden zu sein, von einem tödlichen, aber unsichtbaren Feind, der jederzeit und überall zuschlagen kann.

Wie an jenem Sonntagabend vom 3. Juli im Einkaufsviertel des Stadtteils Karrada. Das Ende des Ramadan stand bevor, und die Leute besorgten sich Essen, Blumen, Geschenke für die Kinder, um das Fest zum Fastenbrechen zu feiern, als ein vor einem Geschäft parkierter, unauffälliger Minibus detonierte. Die Explosion war so heftig, dass sie auf beiden Seiten der Strasse tief klaffende Löcher in die mehrstöckigen Gebäude riss und unter anderem auch ein Café auslöschte, wo die Gäste gerade die Fussball-EM verfolgten. Vor allem aber setzte die Bombe eine höllische Hitze frei, die in Form eines weit herum sichtbaren orangefarbenen Feuerballs alles im Umkreis von fünfzig Metern verbrannte. Dreihundert Menschen wurden zerfetzt, verglühten zu Asche, erstickten im Rauch.

### Frauenfuss in den Trümmern

Rund drei Wochen später besuche ich den Anschlagort. Er ist in einen Gedenkschrein umgewandelt worden. Bilder der Verstorbenen bedecken die Brandruinen – Bilder von fröhlichen jungen Männern, Müttern, Kindern. Es werden Kerzen angezündet, zwei Frauen weinen leise, beten, fallen sich in die Arme, versuchen sich zu trösten. Noch immer suchen Freiwillige nach sterblichen Überresten. Gerade vor zwei Tagen wieder stiessen sie in den Trümmern auf einen Frauenfuss, den sie zur genetischen Identifikation den medizinischen Behörden übergaben. Von einigen Opfern fehlt weiterhin jede Spur.

Ein zirka 45-jähriger Mann nähert sich uns schüchtern. Er sei der Besitzer eines Ladens hier, stellt er sich vor, eines Damenschuhgeschäfts, und er zeigt auf eine verkohlte Höhle hinter uns im Parterregeschoss. Er beginnt un-

gefragt zu erzählen, wie er nach der Explosion ins Freie rennen wollte, aber angesichts der dichten Feuerwand beim Eingang umkehrte und in den vierten Stock flüchtete, gejagt von Hitze und beissendem Rauch. Er schloss die Tür, schlug das Fensterglas ein, brach mit einem Eisen, das ihm Nachbarn zuwarfen, das Fenstergitter auf und kletterte auf die Strasse. Zehn andere seien oben geblieben und alle erstickt. Er schildert die Geschichte seines Überlebens mit verhaltener Stimme, als glaubte er ihr selber noch nicht ganz, als könnte sie jederzeit noch ein schlimmes Ende nehmen.

Und er ändert den Ton auch nicht, als er auf die Regierung zu sprechen kommt. Vierzig Minuten habe es gedauert, meint er, bis die Löschwagen vor Ort eingetroffen seien, die Schläuche seien kaputt gewesen und das verwendete Wasser ungeeignet, um das chemische Feuer zu

### Alles ist möglich hier, niemandem ist zu trauen, der Regierung schon gar nicht.

löschen. Auffällig sei auch, dass zehn Minuten vor dem Anschlag die Strassensperre ins Einkaufsviertel von Karrada aufgehoben worden sei. Er drückt damit aus, dass sich die Regierung nicht um die Leute kümmert, dass sie korrupt ist und dass sie sogar hinter den verheerenden Anschlägen wie demjenigen von Karrada stecken könnte. Warum? Warum nicht? Alles ist möglich hier, niemandem ist zu trauen, der Regierung schon gar nicht, die Niedertracht ist grenzenlos.

Während tausend Jahren herrschten in Mesopotamien, dem heutigen Irak, sunnitisch-muslimische Regenten. Die amerikanischen Invasoren von 2003 eliminierten nicht nur Diktator Saddam Hussein, einen Sunniten aus dem Zentralirak, sondern zerlegten auch dessen Staat, ein feinaustarierter Apparat des Terrors und der Privilegien. Die entmachtete sunnitische Minderheit fürchtete um ihre Weiterexistenz, und die skrupellose und diskriminierende Politik des ersten schiitischen Regierungschefs Nuri al-Maliki, 2007 von der Bush-Administration ausgewählt, bestätigte sie in ihren Urängsten.

Ein erster sunnitische Aufstand konnte mit Truhen voller Dollar und amerikanischen Schutzzusicherungen vorerst eingedämmt werden. Doch nur wenige Jahre später tauchten aus dem Chaos des Bürgerkrieges im be-



«Die Leute sind verroht»: schiitische Miliz in

nachbarten Syrien die ultragewalttätigen Terror-Sunniten des Islamischen Staates (IS) auf und überrannten grosse Teile des Irak. Ihr Führer Abu Bakr al-Baghdadi rief ein Kalifat aus und unterstrich die Ernsthaftigkeit seines Projekts, indem er jeden Ungläubigen öffentlich köpfen, verbrennen, ertrinken, erschiessen liess. Als Ungläubige gelten auch die Schiiten. Die Blitzeroberung war möglich gewesen dank aktiver Unterstützung der sunnitischen Stämme und vieler Sunniten in den Städten. Nach dem von Präsident Obama verordneten Abzug der amerikanischen Truppen



der Nähe des Tahrir-Platzes.

waren sie sich selbst überlassen worden, und es war nur folgerichtig, dass sie die Idee eines sunnitischen Staates begrüßten.

2014 standen die schwarzberockten Krieger des IS nach der Einnahme von Falludscha vor den westlichen Toren Bagdads und begannen Abu Ghraib zu infiltrieren, ein Aussenquartier der Hauptstadt. Autobomben und Selbstmordattentäter sollten die Stadtbevölkerung müde machen und den Einmarsch vorbereiten. Die Schiiten wussten, was dieser für sie bedeuten würde. Die Regierung könnte sie nicht schützen. Die Offiziere der Sicherheitskräfte waren

vor jedem grösseren Gefecht von ihren Posten geflüchtet, und die im Stich gelassenen Truppen wurden zu Tausenden vom IS abgeschlachtet. Die Schiiten begannen, ihre sunnitischen Mitbürger mit wachsendem Misstrauen zu betrachten, mit einem Argwohn, der nach jedem mittlerweile im Tagestakt stattfindenden Bombenanschlag giftiger wurde und den Wunsch nach Rache befeuerte. Die Front verlief quer durch Bagdad, und aus den paar traditionell gemischten Quartieren, Wohnorte urbaner und weltlicher Mittelschichten, wurden zunehmend religiös homo-

gene, hinter Drahtverhauen und Mauern sich duckende Viertel. Sunniten zogen zu Sunniten, Schiiten zu Schiiten.

«Die Leute sind verroht», meint Adil\*, «die Menschlichkeit ging verloren, der Nachbar oder gar der Freund könnte ein Verräter sein.» Adil ist mein Übersetzer. Er stammt aus einer schiitischen Familie, ist 48 Jahre alt, hat früher Englisch studiert und führt heute ein kleines Geschäft für Süßwaren. Man lebe in Angst, erzählt er, und verlasse das Haus nur noch, um das Nötigste zu erledigen, Essen, Arbeit, Schule. Jedes Mal, wenn seine älteste Tochter



Archaischer Massenchor: Demonstration auf dem Tahrir-Platz.

an die Uni gehe, habe er ein ungutes Gefühl. Nicht nur wegen der Bomben, die auf Märkten, in Moscheen, vor Schulen gezündet werden, sondern auch wegen der Entführungen. Diese fänden oft am helllichten Tag statt, ein Auto halte an, das überrumpelte Opfer werde mit einem Sack über dem Kopf in den Kofferraum gesteckt, das Ganze dauere nur ein paar Sekunden. Kidnapping sei ein florierendes Geschäft, treffen könne es jeden, Geschäftsleute, aber auch Frauen und Kinder. Das Lösegeld betrage zehn- bis vierzigtausend Dollar. Nebenbei rät er uns noch ab, in eines der vielen gelben Taxis zu steigen. Man wisse nie.

«Jeder, der könnte», fährt Adil fort, «würde das Land verlassen.» Er selber habe den Zeitpunkt verpasst. Vor 25 Jahren habe er einen Freund besucht, einen Christen, der in seiner Nähe wohnte. Der Freund packte den Wagen. «Wo gehst du hin?», habe er ihn gefragt. «Ich gehe weg. Und du solltest mitkommen.» – «Nein, Saddam hat eben verkündet, dass er seine Soldaten aus Kuwait wieder abziehe. Bald ist alles vorbei.» – «Dann bleib, Dummkopf.» Gerade vorgestern habe sein Freund telefoniert, aus England. «Nun», habe dieser gesagt, «ist alles bald vorbei?» Adil lacht kurz auf. «Ich habe damals falsch entschieden, und jetzt ist es zu spät, und ich bin müde.»

### Paradies der Harmlosigkeit

Als Saddam von den Amerikanern gestürzt wurde, sei er auf die Strasse gerannt und habe das grosse Saddam-Plakat am Platz abgebrannt. «Jetzt wird alles gut», habe er gedacht. Doch würde er ihm heute in der Hölle begegnen, würde er sich dafür entschuldigen: «Sorry, Saddam». «Saddam war schlimm», räumt er ein, aber auf ihn folgten die religiösen Parteien und Sekten, und heute hätten sie viele Saddams. «Die Araber brauchen einen starken

Führer», sagt er. «Wie Saddam?», frage ich. «Ja, wie Saddam.» – «Aber er war so brutal, dass die Leute nur schon beim Aussprechen seines Namens vor Angst erbleichten.» – «So muss es sein, anders geht es nicht.»

Zu den wenigen Inseln eines besseren, normalen Lebens gehören Restaurants wie das «Scusi» im ehemals lebendigen und wohlhabenden Viertel Mansour. Es ist grosszügig und hell auf zwei Stockwerken angelegt. Familien bestellen Pizzas, Männer trinken heissen Kaffee, an einem Tisch feiert eine Gruppe junger Mädchen bei Fruchtcocktails ihren Schulabschluss und knipst Selfies. Die Stimmung ist entspannt, und die hässliche Realität draussen verflüchtigt sich, als sei sie bloss ein schlechter Traum gewesen. Der Schöpfer dieses Paradieses der Harmlosigkeit ist der Gastronome Salam Mejbil al-Mohammed, ein vierzigjähriger Bagdader mit gemütlichem Gesicht und wachen Augen. «Die Irakis lieben es zu essen», erklärt er fröhlich, «und weil man sonst nirgendwo hingehen kann, kommen sie in die Restaurants. Eine gute Situation für jemanden, der Geld verdienen will.»

Vor sechzehn Jahren war er in den Libanon gereist, ohne Geld und ohne Pass, und fand dort bald eine Anstellung im Gastgewerbe. Anfänglich putzte er Böden, wusch Geschirr, kochte, kellnerte, dann verhandelte er mit den Lieferanten, machte die Buchhaltung, schliesslich leitete er den Betrieb. Er war besessen von der Idee, einmal sein eigenes Restaurant zu führen, und als er alles gelernt hatte, was es dazu braucht, kehrte er 2005 heim nach Bagdad.

Die Situation schaute rosig aus. Diktator Saddam war weg, das Embargo aufgehoben, Händler und Investoren kehrten zurück. Doch die Blüte währte nicht lange. Antiamerikanische Aufstände und sektiererische Vendetten brachen aus und drohten das Land zu zerrei-



Die Niedertracht ist grenzenlos: Einkaufsviertel

sen. Trotzdem eröffnete Salam 2010 sein erstes Restaurant, genau genommen nur ein kleiner Raum, aber es hatte einen Namen, «Scusi», für den er sich schon im Libanon entschieden hatte, und es gehörte ihm. Sechs Jahre später ist er Herr über drei prosperierende «Scusi»-Filialen mit insgesamt 400 Angestellten.

Salam verkörpert das Urbild des Entrepreneurs. Er kontempliert und sinniert nicht über Probleme, sondern versucht, sie zu lösen, praktisch und konkret. Was nicht lösbar ist, interessiert ihn nicht. Als mittlerweile stadtbekannter und gutverdienender Geschäftsmann zum Beispiel sind er und seine drei Kinder ein ideales Ziel für Kidnapper. Salam hat Überwachungskameras installieren lassen und zu Hause und bei den Lokalen bewaffnete Sicherheitsleute postiert. Wenn er einen Ort verlässt, sagt er niemandem, wohin er geht und wann er wieder zurückkommt. Und nie würde er grössere Geldbeträge in einem seiner Häuser lassen. Die Bedrohung ist damit nicht gebannt, doch Salam verfügt als Tatmensch über die Fähigkeit der mentalen Ausgrenzung und Fokussierung: «Ich ignoriere die Angst. Sonst könnte ich nicht mehr arbeiten.»

Ebenso pragmatisch handhabt er die Realität der religiösen Blutfeindschaften. Diese mögen das Land zugrunde richten, aber in seinem direkten Einflussbereich lässt er sie nicht zu. Drei



im Stadtteil Karrada, am Ort des Attentats vom 3. Juli 2016.

seiner fünf Partner, erzählt er, seien Schiiten wie er selbst, zwei Sunniten. Ihr Verhältnis sei gut. Man habe zusammengespannt, um Geschäfte zu machen, und nicht, um über Theologie zu diskutieren. Dann ruft er einige junge Kellner, die zufällig in der Nähe sind, an unseren Tisch und fragt sie nach ihrer Herkunft. Es sind Sunniten aus Anbar und Schiiten aus Basra und Nordbagdad. «Siehst du», meint er, «hier zählt nur, wie jemand seine Arbeit macht, und nicht, woran er glaubt. Fängt aber jemand an, von seiner Religion und seiner Sekte zu re-

**«Ich fühle mich sicherer in Bagdad als in Brüssel, dort haben sie ebenfalls verrückte Araber.»**

den, fliegt er sofort raus.» In knappsten Worten fasst er seine nüchterne Philosophie zusammen, das Geheimnis seines Erfolgs, der im Gegensatz zum Scheitern der ihn umgebenden Kultur steht, die sich immer wieder von trüben Leidenschaften und kollektiven Rasereien hinreißen lässt.

Ein Freund in Belgien hat ihm gesagt, er solle nach Europa kommen, um dort mit ihm Geschäfte zu machen. Doch trotz all den Gefahren und all den Dieben in der Regierung ist es ihm «unmöglich», aufzugeben. «Ich fühle

mich sicherer in Bagdad als in Brüssel», lacht er, «dort haben sie ebenfalls verrückte Araber.»

Nebst Disziplin, Freude am Machbaren und schnellen Reflexen helfen ihm auch gute Beziehungen. Salam hat einen Bruder im Innenministerium. Wenn Polizisten oder Ministeriumsbeamte allzu gierig werden und immer neue Abgaben, Gebühren, Spesen erfinden, kann der Hinweis auf die eigenen Regierungskontakte Wunder bewirken.

Wie dies funktioniert, führt er uns während unseres Treffens vor. Wir hatten erwähnt, dass wir seit Tagen vergeblich auf eine journalistische Akkreditierung warten würden. Eine halbe Stunde später meint er beiläufig, wir könnten unsere Bewilligung übrigens nachher abholen. Während unseres Gesprächs hat er immer wieder kurze Telefonate geführt. Eines auch mit dem zuständigen Amt. «Wenn der andere denkt, du seist stark», meint Salam, «dann hat er Respekt. Ansonsten giltst du nichts. So ist es im Irak.» Die Akkreditierung sollte bereitliegen.

Ende Juni war Falludscha, wegen seiner vielen Gebetshäuser auch «Stadt der Moscheen» genannt, nach zweijähriger IS-Herrschaft von Regierungstruppen zurückerobert worden. Es sei ein wichtiger Sieg gewesen, erklärt General Abdul Wahab al-Saad, militärischer Leiter der Operation, unserer kleinen



Liebe zum Essen: Salam Mejbel al-Mohammed.

Gruppe von Journalisten im zerstörten Stadtzentrum. Falludscha sei nicht nur ein für den IS symbolisch bedeutsamer Aufstandsort, erklärt der schlachtenerprobte Militär mit der Baseballmütze, die Stadt habe auch eine ganze Reihe Bombenwerkstätten betrieben, deren tödlich präparierte Autos und Sprengstoffwesten regelmässig nach Bagdad losgeschickt worden seien. Man habe Falludscha abgeriegelt, so dass weder Munition noch Nahrung hineingelangen konnten, und während die irakische und die amerikanische Luftwaffe ununterbrochen Angriffe auf IS-Stellungen flogen, habe sich die Zivilbevölkerung über einen «humanitären Korridor» gleichzeitig in Sicherheit bringen können.

### Die zwei Gesichter des IS

Nach einem Monat war die Operation erfolgreich abgeschlossen. Man habe 2500 IS-Kämpfer getötet, rapportiert der General, 1500 weitere seien entkommen, wahrscheinlich im Schutze der Flüchtlinge. Fünf Wochen später ist die einstige Halbmillionenstadt immer noch menschenleer. Der IS hat vor seinem Rückzug die Stadt gezielt vermint. Spezialisten der Regierung suchen nach den verborgenen Sprengsätzen und bringen sie zur kontrollierten Explosion. Während des einstündigen Aufenthalts detonieren in unserer Nähe vier Bomben. Der General meint, dass bis Ende Jahr die Einwohner zurückkehren könnten. Der Enthusiasmus Bagdads beim Wiederaufbau der Häuser, Brücken, Schulen, Spitäler dürfte sich aber in Grenzen halten. Nicht nur wegen der für ihre tiefen Taschen berüchtigten Staatsbeamten. Sondern auch weil eine Mehrheit der sunnitischen Bevölkerung Falludschas dem IS zugejubelt hat. Das Mitleid der schiitischen Iraker mit denjenigen, die ihnen an den Krügen wollten, hält sich in Grenzen. >>>

Der 46-jährige Shamel ist einer der aus Falludscha Geflüchteten, der nun wie Zehntausende andere in einem improvisierten Camp westlich von Bagdad auf seine Heimkehr wartet. Der Sunnit, Vater von vier Kindern und ehemaliges Mitglied der Republikanischen Garde Saddams, ist voll des Lobs für den IS. Dessen Kämpfer seien gute Muslime, sie hätten das muslimische Gesetz, die Scharia, eingeführt, Dieben die Hand abgehackt, und er habe seiner Frau gesagt, sie solle ihr Gesicht verhüllen. Zumindest im ersten Jahr seien sie perfekte Dschihadi gewesen und hätten die Leute gut behandelt. Aber dann sei ein anderes Gesicht zum Vorschein gekommen, ein brutales. Einmal hätten sie auf dem Hauptplatz einem Mann den Kopf mit einem Messer abgeschnitten. «Warum?» – «Weil seine Frau der Polizei erzählt hatte, er habe Gott verflucht.»

Der Mann bestritt dies heftig, aber man glaubte der Frau. Shamel ist nicht gegen die Köpfung von Ungläubigen, aber nur unter dem Vorbehalt, dass es vorher muslimisch korrekt abläuft, mit einem Gericht und einem Prozess mit Zeugen. Allein auf die Aussage der Frau abzustellen, genügt nicht. Aufgrund dieses Vorfalls und einiger weiterer Beobachtungen habe er gemerkt, dass der IS eine «anti-muslimische Verschwörung» sei. «Wer steckt dahinter?» Die Antwort kommt sofort und erstaunt nicht. «Der Iran, die USA und Israel.» – «Was würdest du tun, wenn sich dein Ältester dem IS anschließen würde?» Der Achtzehnjährige sitzt neben ihm und verzieht keine Miene, als der Vater sagt: «Ihn töten.» – «Und was machst du, wenn du wieder zu Hause bist?» – «Ich werde gegen die schiitischen Milizen kämpfen und gegen Amerika, das diese unterstützt.»

### Das Kriegsglück hat sich gewendet

Im Sommer 2014 hatte der höchste schiitische Kleriker des Landes, der greise Grossajatollah Ali al-Sistani eine Fatwa erlassen. Alle Iraker seien verpflichtet, in den Heiligen Krieg gegen den IS zu ziehen. Die todesbereiten Hoplitzen des neuen Kalifats hatten eben die Drei-Millionen-Stadt Mossul im Norden des Landes eingenommen, belauerten Bagdad, und die Streitkräfte der Regierung befanden sich in Auflösung. Dem Marschbefehl von Sistani, der bisher immer für die politische Abstinenz des Klerus plädiert hatte, wurde überwältigend Folge geleistet. Über fünfzig schiitische Milizen mit geschätzt 120 000 Freischärlern formierten sich in das Ordnungsvakuum hinein: Religiös motivierte Kampfverbände, kriminelle Gangs, Quartierverteidigungstrupps. Untereinander häufig unheilbar zerstritten, nur formalverbunden als «Mobilisierte Volksmilizen» unter dem Schirm des schwindsüchtigen Staates, waren sie jedoch vereint durch die gemeinsame Bedrohung IS, die neueste Verkörperung des epischen, 1300 Jahre alten sunnitischen



«Rambo des Irak»: Anti-IS-Krieger Abu Azrael.

Erzfeindes. Sie machten sich an die Sicherung Bagdads, und sie unterstützten die demoralisierte Armee an den verschiedenen Gefechtsfronten. Ihrem bewaffneten *bravado* und der finanziellen und militärischen Unterstützung des Iran ist es wesentlich zu verdanken, dass das Kriegsglück gewendet hat und Schlüsselstädte wie Tikrit, Ramadi, Falludscha zurückerobert werden konnten. Der IS ist in tödliche Bedrängnis geraten.

Einer der Helden der schiitischen Reconquista ist Abu Azrael. Der 38-jährige Familienvater war Angestellter im Kommunikationsministerium, als er dem Ruf Sistanis folgte, seine Stelle aufgab und sich dem Imam-Ali-Bataillon anschloss, einer vom Iran unterstützten Miliz. Bald kannte ihn jedes Kind. Ob im Schützengraben, beim Häuserkampf, bei der Exekution von IS-Kämpfern, alles dokumentiert er mit seinem Handy und stellt die Aufnahmen auf Facebook. Sein mitleidloser Wagemut, seine Verhöhnungen des Feindes, seine unerschütterliche Siegesgewissheit tat den geschundenen schiitischen Seelen gut. Er wurde ein Kriegsstar, erwarb den inoffiziellen Ehrentitel «Rambo des Irak» und hat heute 3,7 Millionen Follower auf Facebook.

Wir treffen uns in der Lobby des Hotels «Baghdad» im Zentrum der Hauptstadt. Mit seinem massiven Muskelaufbau erinnert er an

Hulk, nur macht er einen aufgeräumteren Eindruck als die tobende Comicfigur. Sein Lachen ist raumfüllend und sympathisch. Am Hals trägt er ein Schwert-Tattoo, am enormen Oberarm tätowierte Symbole aus der schiitischen Heilsgeschichte. Er redet gerne und unbekümmert vor den anderen Gästen im Raum, die ihn erkannt haben und die unauffällig unserem Gespräch zu folgen versuchen. Morgen reise er wieder an die Front, erzählt er, nach Shergat, auf halbem Weg nach Mossul. Er sei zuversichtlich, dass dieses bald befreit und der IS vernichtet sein werde. «Wie kämpft der IS?» «Er hat erfahrene Krieger, die Tschetschenen, die sind gut und tapfer, und wenn sie erwischt werden, rennen sie nicht weg. Sie sind gefährlich und ergeben sich nie, sondern zünden den Sprenggürtel. Respekt. Die Europäer hingegen werden vor allem für Selbstmordmissionen eingesetzt. Sie sind auf Drogen und realisieren nicht, was sie tun.»

### «Vater des Todesengels»

Immer wieder greift er zum Handy und präsentiert ein Filmchen. «Hier, Falludscha, die Tschetschenen waren gleich hinter der nächsten Mauer.» Man sieht ihn in einer Häuserkampfzene, inmitten von Schusslärm und Staub, neben ihm ein Mitkämpfer. «Mein Märtyrerfreund aus Afghanistan. Er starb kurz da-





*Perfekte Dschihadi: Flüchtling und Ex-Saddam-Gardist Shamel in einem Camp bei Falludscha.*

verfolgen meine Facebook-Beiträge, und wir sprechen miteinander auf Skype. Sie würden mir nachstellen, bis sie mich kriegten, sagten sie, und mich dann wie den jordanischen Piloten bei lebendigem Leib verbrennen.» – «Wie schläfst du?» – «Wie ein Wolf. Ein Auge ist immer offen.»

Wir begleiten ihn zu seinem Minivan auf dem Hotelparkplatz. «Schau hier», sagt er und schiebt die Seitentüre auf. Im Inneren stapeln sich Maschinenpistolen, Snipergewehre, Kisten mit Munition, Kisten mit Handgranaten, kugelsichere Westen, panzerbrechende Projektile, Raketenrohre, Kommunikationstechnologie, Dolche, Schwerter, Benzinkanister. Abu Azraels Wagen ist eine mobile, hochexplosive Waffenkammer. Strahlend greift er zu einem der Säbel mit gezackter Klinge. «Dem IS abgenommen. Der Besitzer braucht ihn nicht mehr.» Inzwischen haben sich einige Leute um uns geschart. «Ein guter Mann», ver-

---

**«Sie verbrennen unsere Kämpfer, und wir verbrennen sie. Auge um Auge.»**

---

sichert uns ehrfürchtig ein Bursche und reckt den Daumen in die Höhe. Die übrigen stimmen eifrig nickend zu, und die Mutigsten fragen, ob Abu Azrael für ein Selfie mit ihnen posieren würde. Dieser willigt gutgelaunt ein. Nachdem er abgefahren ist, sagt Adil: «Er hat behauptet, sie würden keine Gefangenen köpfen. Schau her.» Er zeigt mir ein Foto auf seinem Handy. Man sieht Abu Azrael mit einigen seiner Mitkämpfer. Alle strahlen breit und zufrieden in die Kamera, und man glaubt unwillkürlich, Abu Azraels raumfüllendes Lachen zu hören. Bei einem genaueren Blick auf das Bild erkennt man den Grund ihrer

Fröhlichkeit. Abu Azrael und drei seiner Männer halten abgeschnittene Köpfe von IS-Kriegern in den Händen.

Jeden Freitag wird auf Bagdads Tahrir-Platz gegen die Regierung demonstriert. Heute hat die Sekte des einflussreichen Predigers Muqtada as-Sadr und gleichzeitig die Kommunistische Partei ihre Anhänger zum Protest auf dem legendären Platz am Ostufer des Tigris aufgerufen. Die Zufahrtsstrassen sind für Autos gesperrt, an den vielen Checkpoints kontrollieren Militärs und Milizionäre die Papiere von Passanten, die zum Tahrir unterwegs sind, Bombenspezialisten mit nervösen Spürhunden untersuchen stichprobenweise Kleider und Taschen. Die Menge, grösstenteils Männer, rückt näher zusammen, als die Veranstaltung beginnt. Die Auftritte der beiden so unterschiedlichen Lager klingen identisch. Beide Redner versuchen aufzuwiegeln, drohen, klagen an, skandieren heiser gebetsartige Slogans, die von den Manifestanten echoartig wiederholt werden. Zwischendurch wird Musik eingespielt, schwer, dramatisch, wie ein Endzeitversprechen, als würde der Mahdi zum letzten Gefecht auf die Erde herabsteigen. Langsam verschmelzen die Teilnehmer zu einem einzigen energetischen Hyperkörper, zu einem archaischen Massenchor, der den Taktanweisungen der Predigerdirigenten widerstandslos folgt.

Der Anlass hat etwas Irreales, Verrücktes, ein Eindruck, der wahrscheinlich verstärkt wird durch die Hitze. Es ist 16 Uhr, aber immer noch 50 Grad heiss, über Mittag waren es brutale 54 Grad. Die Bewegungen verlangsamen sich, Schwindel und Benommenheit setzen ein, und die Dinge beginnen leicht zu verschwimmen. Man hat das Gefühl, das Hirn trockne aus, und würde sich nicht wundern, von Halluzinationen heimgesucht zu werden. Oder

rauf.» Eine andere verwackelte Aufnahme zeigt ihn mit Regierungssoldaten auf einem Frontposten irgendwo in der Wüste. Plötzlich geraten sie unter Beschuss. Während die Soldaten hinter Sandhügeln verschwinden, rennt Abu Azrael mit einem Gefährten los, in Richtung Feind, aus ihren automatischen Gewehren feuernd. Etwas später folgen zögernd zwei Soldaten ihrem Beispiel. «Ich habe eine Kugel abbekommen.» Lachend weist er auf eine Narbe am Hals. «Aber wir haben das Terroristen-nest ausgeräuchert.»

Auf einem weiteren Film sieht man einen am Boden auf dem Rücken liegenden Mann, offenbar tot, und Abu Azrael, der dem Reglosen ins Gesicht tritt. «Ein Mörder des IS. Er war im Gefängnis und bestach einen Wächter, damit der ihn freiließ. Wir haben ihn wieder gefasst und getötet.» Sie würden ihre Gefangenen nie der Regierung übergeben, fährt er fort, sondern gleich töten. «Erschiessen, dann verbrennen. Sie verbrennen unsere Kämpfer, und wir verbrennen sie. Auge um Auge.» Ob sie wie der IS die Gefangenen auch köpfen würden? Sie seien keine Terroristen, so seine vage Antwort, er und seine Brüder kämpften gemäss den religiösen Regeln, und Zivilisten zu töten, sei nicht erlaubt. «Ist Abu Azrael dein richtiger Name? Was bedeutet er?» – «Vater des Todesengels. Der IS gab mir den Namen. Seine Leute

# Die Zeitung macht mobil.



Jetzt downloaden im App- oder Google Play-Store!



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play.  
[www.schweizamsonntag.ch](http://www.schweizamsonntag.ch)



Unerschütterliche Siegesgewissheit: schiitische Milizionäre an der Front von Khalidiya.

was ist mit diesem jüngeren Mann im schwarzen Hemd und dem Rucksack? Er wirkt abwesend und murmelt etwas vor sich hin. Und was ist mit den zwei Burschen auf dem Mäuerchen? Was haben sie sich zugeflüstert, bevor jeder mit einer Tasche in eine andere Richtung verschwand? Der Tahrir ist ein idealer Ort für einen Selbstmordanschlag. Viele Leute auf engem Raum, Panik, Chaos, Blut. Ein unangenehmes Gefühl kriecht in mir hoch, beängstigend, einschnürend. Ich kann es nicht kontrollieren. Das Bagdad-Syndrom, die Paranoia, hat mich erfasst. Ich muss sofort raus aus der Menge und atme erst wieder ruhiger, als ich eine leere Nebenstrasse erreiche.

## Blau steht für entschärfte Bomben, Rot und Gelb für erfolgreiche Anschläge.

Im Büro von Oberst Riad al-Musawi hängt neben Bildern von schiitischen Heiligen eine grosse Karte der Hauptstadt. Sie ist dicht gespickt mit blauen, roten und gelben Leuchtknöpfen. Blau steht für entschärfte Bomben, Rot und Gelb für erfolgreiche Selbstmord- und Autobombenanschläge. Drückt man einen Schalter, beginnen sie zu blinken. Die roten und gelben Knöpfe überwiegen bei weitem die blauen. Musawi ist Kommandant der «Adler von Bagdad», der Anti-Bomben-Einheit der Hauptstadt. Dass er einen der gefährlichsten Jobs in einem gefährlichen Land hat, sieht man dem konzentriert, aber entspannt wirkenden Fünfzigjährigen nicht an. Höchstens die dunklen Augenringe deuten auf eine nervenaufreibende Arbeit hin.

Wenn irgendwo ein verdächtiges Auto gemeldet wird oder sich eine Explosion ereignet

hat, rücken er und seine Männer aus. Wie vor wenigen Tagen, als an einer Beerdigung im schiitischen Stadtteil Sadr City eine am Strassenrand deponierte Bombe gezündet worden. Als sie den Ort erreichten, jagte sich inmitten des Getümmels der Helfer, Verwundeten und Verzweifelten noch ein Selbstmordattentäter in die Luft. «Ein häufiges Szenario», erklärt Musawi. «Und es ist auch schon vorgekommen», erzählt er, «dass ein Zweitattentäter auf dem Weg zur Menge hin entdeckt und von einem meiner Männer festgehalten wurde. Eine Heldentat, aber auch ein Ausdruck fehlender Erfahrung. Der Attentäter drückte den Zünder in seiner Hosentasche, und beide starben.» Seit der Gründung der Bagdad-Adler 2003 sind 136 Männer im Dienst umgekommen. Aber es sei einfach, so der Oberst, neue Mitglieder für die 54-köpfige Spezialeinheit zu finden.

Wie es möglich sei, frage ich ihn, dass ein mit Sprengstoff vollgepackter Wagen nach Bagdad hineinfahren und unbehelligt zwei Dutzend Checkpoints passieren könne, um vor einem Einkaufsviertel im Stadtzentrum zur Explosion gebracht zu werden, wie neulich in Karrada. Es fehle seit 2003 an zuverlässigen Geheimdienstinformationen, antwortet er vage, und durch die Checkpoints führen täglich Tausende Fahrzeuge. Es ist ihm offensichtlich unangenehm, über das Versagen seiner Kollegen zu reden. Und noch unangenehmer ist ihm die Geschichte von jenen nutzlosen Bombendetektoren, die für grosse Empörung und einen toxischen Zynismus im Volk gesorgt hatten. Regierungsmitglieder hatten von einem britischen Betrüger für 40 Millionen Dollar Geräte gekauft, die zum Auffinden von verirrtten Golfbällen entwickelt worden waren und nun zum Aufspüren von Explosivmaterial ein-

gesetzt werden sollten. Bald war klar, dass die Teile nichts taugten, aber trotzdem mussten sie weiterverwendet werden, auch in Musawis Einheit. Man habe jetzt neue Detektoren, meint er nur, als ich ihn auf den Skandal anspreche. Einen wie ihn, der seit Jahren am Kraterrand der Hölle sein Leben und das der Kollegen für seine Mitbürger riskiert, muss es besonders schmerzen und erbittern, von korrupten Leadern derart hintergangen zu werden. Aber er lässt sich nichts anmerken. Lieber spricht er über seine Arbeit, über Dinge, auf die er und seine Einheit stolz sind. «Kommt», meint er, «ich zeige euch unser Museum.»

## Boshaftigkeit und Kreativität

Er öffnet die Tür zu einem Raum von der Grösse eines Wohnzimmers. Ich trete ein, und sofort geht ein munteres Vogelgezwitscher los. «Du bist tot», lacht Musawi, und die drei verarbeiteten und hinkenden Teammitglieder, die uns begleiten, finden es ebenfalls urkomisch. Ich war auf den Eingangsteppich getreten, unter dem ein Zünder versteckt gewesen war. Anstatt einer Bombe löste er das künstliche Vogelgezwitschen aus. Ich sollte noch dreimal in eine Falle treten, immer zum Gaudi der Bombenspezialisten. Das «Museum» zeigt Exponate, die vom IS als Sprengfallen benutzt und von den Adlern entschärft worden sind. Auf den ersten Blick glaubt man, in den Bastelkeller eines technisch begabten Jungen geraten zu sein.

Auf den zweiten Blick lernt man, dass sich mit der nötigen Boshaftigkeit und Kreativität praktisch alles in eine Bombe verwandeln lässt. Taschenlampen, Spielzeugautos, TVs, Handys, Tischdekorationen, Plastikblumensträuße, Kameras, Rucksäcke, Gürtel, Stühle, Batterien, Shampooflaschen, Briefe, Teekannen, Türklinken, Puppen, Lichtschalter, Külschränke, Damen- und Herrenwesten, Biscuitbüchsen und vieles mehr, alles sorgfältig, aber nach dem Zufallsprinzip auf den Regalen aufgereiht; vertraute Alltagsgegenstände, die durch ihre letale Umnutzung plötzlich in einem neuen, unheimlichen Licht erscheinen; eine brüchige Normalität, nicht ohne schwarzen Humor, eine gefährdete Ruhe und ein oberflächlich geordnetes Chaos, wie von Fischli/Weiss arrangiert. Es ist der bemerkenswerteste Museumsbesuch, an den ich mich erinnern kann.

Am nächsten Tag fährt uns Adil an den Flughafen. Er denkt, dass Mossul bald fallen und der IS aus dem Irak vertrieben werden wird. Doch er hat aus den Erfahrungen der letzten vierzig Jahre seine Lehren gezogen. «Es wird dadurch nicht besser. Dann werden die Schiiten aufeinander losgehen.» Wahrscheinlich hat er recht. In dieser Weltgegend bekommen die düstersten Pessimisten meistens recht.

\*Name geändert

## Der nicht!

Von Henryk M. Broder — Wie man von Deutschland aus Trump verhindern will.



Ein Volk, das sich zwischen Hillary Clinton und Donald Trump entscheiden muss, ist nicht zu beneiden. Selberschuld, könnte man sagen, jedes Volk bekommt die Regierung oder den Präsidenten, die es verdient. In Deutschland ist es Angela Merkel und in den USA könnte es Donald Trump werden. Aber das müsse verhindert werden, meint die grüne deutsche Politikerin und Vizepräsidentin des deutschen Bundestages, Claudia Roth. Sie verlangt, «Trump aus dem Rennen um die US-Präsidentschaft zu nehmen». Denn: «Es hat eigentlich keinerlei Beweises mehr bedurft, dass Trump der absolut falsche Kandidat für das Amt des US-Präsidenten ist. Dennoch hat er ihn geliefert. Ein Mann, der es für eine starke Sache hält, Frauen anzufallen, der sollte heutzutage keinerlei öffentliche Bühne mehr bekommen», so einer dürfe «niemals ein öffentliches Amt bekleiden». Man soll keine Drohungen aussprechen, die man nicht in die Tat umsetzen kann. Wie will Claudia Roth erreichen, dass Donald Trump aus dem Rennen um die US-Präsidentschaft fliegt? Wie will sie den republikanischen Kandidaten zur Aufgabe zwingen? Etwa mit der Drohung, nie wieder in die USA zu reisen und noch öfter als bisher den Iran zu besuchen, wo Frauen respektvoll behandelt werden?

Frau Roth mochte Donald Trump noch nie leiden. Aber nun, da er «geliefert hat», kann auch sie «delivern» und ihre Abneigung gegen den Republikaner auf eine solide moralische Grundlage stellen. Der nicht! Und sie ist nicht einmal die Erste, die Trump den Weg ins Weisse Haus verbauen möchte. Vor vier Wochen, also noch vor dem «Pussy-Gate», hat das Auswärtige Amt vor der Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten gewarnt. Darauf angesprochen, sagte die Sprecherin von Aussenminister Steinmeier in einer Pressekonferenz, der Aussenminister sei «in der Frage nicht neutral, weil er der Meinung ist, wenn man den Aussagen von Trump folgt, dann muss einem echt bange werden, was aus dieser Welt werden könnte, wenn dieser Präsident (sic!) werden würde. Und darauf macht der Aussenminister aufmerksam, und das ist sein gutes Recht». Da gibt's nur eines: Wer Präsident der USA werden soll, entscheidet das Auswärtige Amt in Berlin in Abstimmung mit der Vizepräsidentin des Bundestages.

## Grün gefärbter Mist

Von Silvio Borner — Das Departement Leuthard predigt die Theorie des ökologischen Fussabdrucks auf allen Kanälen. Diese blendet die technologische Entwicklung und den Welthandel aus.

Nachdem die grünliberale Initiative für eine Umwelt-Lenkungssteuer rekordverdächtig abgeschmettert wurde, haben am 25. September auch fast zwei Drittel der Stimmberechtigten nein zur grünen Planwirtschaft gesagt. Dennoch hat die zuständige Bundesrätin sogleich erklärt, es gehe natürlich weiter, weil wir ja dreifach über unseren Verhältnissen leben und deshalb den «ökologischen Fussabdruck» verkleinern müssten.

Die Masseneinwanderungsinitiative hat grundsätzliche Fragen zur Umsetzung von angenommenen Initiativen aufgeworfen. Aber wie steht es mit abgelehnten Initiativen, zumal wenn die Ablehnung massiv ausgefallen ist? Hier macht man fröhlich wie gewohnt weiter. Man hat ja noch den «accord de Paris» und die Uno-Nachhaltigkeitsstrategie im Köcher, von der Energiewende ganz zu schweigen. Über all dies hatte das Volk bis jetzt nichts zu sagen. Die Bundesverwaltung ist nicht zu bremsen und kann auf die Unterstützung der subventionsverwöhnten oder moralisierenden «Stakeholder» zählen. Energie Schweiz unterstützt gar mit 145 000 Steuerfranken ein Globi-Buch voller Propaganda und nachweisbarer Falsch-aussagen.

Das politisch aufgeladene Konzept des ökologischen Fussabdrucks wurde von den Behörden als verfassungsgemäss eingestuft. Damit sind wir von einem Gottesstaat nicht mehr weit entfernt. Anstatt einer Fatwa liefern wir uns dem Global Footprint Network aus, einer vor allem geschäftlich erfolgreichen NGO. Die gesamte ökologische Belastung in einer Messgrösse – und dann erst noch einer Flächeneinheit – zu erfassen, ist a priori eine unerhörte «Anmassung von Wissen» (Hayek). Zudem erinnert alles stark an den Club of Rome mit seiner Theorie der absoluten Begrenzung der natürlichen Ressourcen, die längst zum Kollaps hätte führen müssen. Ähnliche Gedanken kennen wir seit dem Untergangstheoretiker des Industriezeitalters, Thomas Robert Malthus (1766–1834), oder seit Paul R. Ehrlich (geb. 1932) und seiner «Bevölkerungsbombe».

Gemeinsam ist solchen Fehldiagnosen, dass sie die Lenkungsfunction der Preise und den technischen Fortschritt total ausblenden. Begrenzte Ressourcen werden knapper und daher teurer, was Anreize schafft, sie effizienter zu nutzen oder ganz zu ersetzen. Statt, wie gross angekündigt, im Jahre 2000 ohne Gas zu sein,

haben wir heute grössere Reserven als je zuvor und stark gesunkene Preise, weil die vorher gestiegenen Preise das Fracking technisch und wirtschaftlich forciert haben. Schon der Ersatz von Holz durch Kohle und später Öl hat der Natur sehr viel Land zurückgegeben und die totale Abholzung von Wäldern gestoppt. Demgegenüber ist der Anbau von pflanzlichen Monokulturen für *biofuel* mit enormen Zerstörungen von Böden und Urwäldern, aber auch mit lebensbedrohlichen Verteuerungen von Nahrungsmitteln verbunden.

Wenn wir den schweizerischen Volkswillen und die Existenznöte der Dritten Welt ernst nehmen, dann gehören «grüner Mist» wie die 2000-Watt-Gesellschaft oder der ökologische Fussabdruck auf den Abfallhaufen der Politik. Es kann doch nicht sein, dass dünnbesiedelte Länder wie Brasilien oder Kanada allein wegen ihrer hohen Bio-Kapazität gut wegkommen.

Kanada hat einen knapp 30 Prozent grösseren Fussabdruck als wir, verzeichnet aber trotzdem einen «ökologischen Überschuss» von 8,5, während die Schweiz sich mit einem «Defizit» von 3,8 selbst anprangert.

Die zunehmende Verstädterung und Verdichtung ist eine globale Chance, vergrössert aber die Unterschiede. Das korrigiert der interna-

tionale Handel so, dass kleine und fortgeschrittene Länder Energieträger und Nahrungsmittel importieren und dafür Hightech-Produkte exportieren, von denen die Länder mit einem Überschuss an Bio-Kapazität und Technologierückständen profitieren. Zudem würden technische Rückschritte wie eine von genveränderten Organismen freie Landwirtschaft à la Nationalrätin «Bio-Maya» Graf oder ein Ersatz der Kernenergie durch Windmühlen das «Defizit» in der Schweiz vergrössern.

Das Parlament muss jetzt klare Zeichen setzen, etwa mit der Abschaffung von Energie Schweiz oder der Rückweisung der Nachhaltigkeitsstrategie nach illusionärem Uno-Diktat. Auch der fahrlässige Alleingang von Paris muss korrigiert werden. An die Stelle des Fussabdrucks soll ein «Gestaltungsabdruck» treten, der sich am wissenschaftlich-technischen Fortschritt und an den Weltmärkten orientiert. Nur so können wir die Welt zum Wohle der Menschheit und hin zur Entlastung der Umwelt entwickeln und die Begrenztheit der Ressourcen auch in Zukunft immer wieder neu überwinden.



# WW MAGAZIN



Die nächste WW-Magazin-Ausgabe liegt der WELTWOCHEN vom 20. Oktober bei

# Mr Gallup und Nate Silver

Von Hanspeter Born — Auch die klügsten amerikanischen Meinungsforscher irren sich mit ihren Prognosen. Die Wählerschaft ist unberechenbar.



Der alte Mann hinkte am Stock ins Studio Bern. Er trug einen Dreireiher, obschon es heiss war. Ich war mächtig beeindruckt von dem Gast, den ich interviewen durfte. Eine historische Figur: George H. Gallup, ein Pionier der Markt- und Meinungsforschung. Er hatte ein Sommerhaus oberhalb des Thunersees und beehrte das Schweizer Radio mit einem Besuch. Ich erinnere mich nicht mehr daran, was er damals, vor vierzig Jahren, alles erzählte. Ich weiss nur noch, dass ich ihm, mutig, wie ich zu sein glaubte, seine grösste Fehlleistung vorhielt. Gallup hatte, wie alle andern Umfrageinstitute, 1948 den Sieg des Herausforderers Dewey über Präsident Truman vorausgesagt, mit einem Stimmenanteil von 50 zu 44 Prozent. Der Sieg Deweys schien so sicher, dass die *Chicago Tribune* in ihrer Frühauflage gross titelte: «Dewey Defeats Truman». Es kam anders. Truman gewann – mit einem Stimmenanteil von 50 zu 45 Prozent.

Gallup erklärte mir geduldig, dass Meinungsumfragen immer nur Momentaufnahmen sein können. Bei den Wahlen 1948 habe die Volkstimmung im letzten Augenblick gedreht, und dies hätten die Meinungsumfragen nicht mehr in Betracht ziehen können. Meinungsumfragen haben immer wieder nicht alles in Betracht ziehen können. Dies ist auch heute noch so. Ging nicht Cameron am 23. Juni dieses Jahres mit der Gewissheit ins Bett, dass der Brexit abgelehnt werde? Hatte nicht Mitt Romney vor vier Jahren seinen Demoskopien geglaubt, die ihm den Sieg über Barack Obama prophezeiten? Und wie verhält es sich mit unserem guten Claude Longchamp und seiner Fehlprognose zur Minarett-Initiative?

Gallup, der Bauernbub aus Iowa, war übrigens nicht, wie ich früher glaubte, der Vater der Meinungsumfragen. Schon im 19. Jahrhundert befragten Zeitungen ihre Leser. 1936 sagte die *Literary Digest* aufgrund von über zwei Millionen eingegangenen Antworten den Sieg des Republikaners Landon über Präsident Roosevelt voraus. Gallups Sample, bestehend aus 50 000 Personen, war «wissenschaftlicher». Anders als die *Literary Digest*, lag er mit seiner Prognose richtig und begründete damit seinen Ruf.

In den letzten Jahrzehnten sind die Meinungsinstitute zu Hunderten aus dem Boden

geschossen, die Pilze müssten sie beneiden. Wer als Firma oder als Politiker etwas auf sich hält, leistet sich eigene geheime Umfragen. Das Geschäft läuft. War Mister Gallup «wissenschaftlich», so sind seine Nachfolger noch wissenschaftlicher. Sie zählen nicht nur, sie ziehen alle möglichen Faktoren in Betracht, um zu einem «richtigen» Ergebnis zu kommen. Sie adjustieren ihre Rohdaten. So wie die Klimaforscher, welche die real gemessenen Werte mit Hilfe statistischer Modelle zu «wahren» Temperaturen abändern, die beweisen sollen, dass die Erderwärmung gefährlich fortschreitet. Wie die Klimaforscher wollen uns auch die *pollsters* mit Kurven und Grafiken von der Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit überzeugen.

Wer sich heute täglich über den neusten Stand des Wahlfiebers orientieren will, tut dies am einfachsten mit einem Klick auf *Real Clear Politics*, wo der Durchschnitt der neusten Resultate der zehn wichtigsten (oder als wichtig erachteten) Umfrageorganisationen errechnet wird. Welche der zehn sind zuverlässig, welche weniger? Dies ändert sich laufend. Wer zuletzt ins Schwarze getroffen hat, lacht am besten.

Womit wir bei 538 angelangt sind oder *Five Thirty Eight*. 538 ist die Zahl der Stimmen des Wahlmännergremiums, das letztlich den Präsidenten wählt. 538 bezieht sich aber auch auf eine



Gelehrter der Baseballstatistik: Nate Silver.

Website, die auf die Analyse von Meinungsumfragen spezialisiert ist, einst ein lizenzierter Bestandteil der *New York Times* online. Viele schwören auf 538 und ihren Gründer und Chefredaktor Nate Silver. Dessen Ruhm geht auf die Wahlen von 2008 zurück, bei denen er sich als unglaublich treffsicher erwies und die Ergebnisse in allen Staaten ausser einem richtig voraussagte.

## Freude am Lügen

Der aus Michigan stammende 38-jährige Silver soll als Kind ein Rechenkünstler gewesen sein. Seine Liebe galt dem Baseball. Als Student kam er auf die originelle Idee, einen Algorithmus zu entwickeln, der anhand statistischer Zahlen die Leistungsentwicklung von Baseballspielern voraussagen konnte oder können sollte. Silver ist der berühmteste *sabermetrician*. Das Wort, sollten Sie es zufällig nicht kennen, ist von SABR abgeleitet, Society for American Baseball Research. Ein *sabermetrician* ist folglich ein Gelehrter der Baseballstatistik. Es gibt nichts, was es nicht gibt.

«Sabermetriker» Silvers Methode «balanciert die Meinungsumfragen mit vergleichenden demografischen Daten aus». Silver gewichtet «jede Meinungsumfrage basierend auf der historischen Leistungsbilanz, der Grösse des Samples und der Neuigkeit der Umfrage». Wer mehr wissen will, kaufe sich Silvers 2013 in Deutsch erschienenes Buch «Die Berechnung der Zukunft – Warum die meisten Prognosen falsch sind und manche trotzdem zutreffen». Zu den «meisten Prognosen» gehört auch diejenige Silvers über die Gouverneurswahlen von 2014. Er prophezeite 19 republikanische und 16 demokratische Siege. Gewählt wurden 24 Republikaner und 11 Demokraten. Keine Meisterleistung des coolen Nerds. Täglich verrät uns 538 die prozentualen Chancen von Clinton und Trump. Das tun auch die weniger wissenschaftlichen Wettbüros. Wie bei einer Aktie an der Börse schwankt der Wert von Tag zu Tag, manchmal von Stunde zu Stunde.

Befragt wird per Telefon oder online. Jede Umfrageorganisation hat ihre eigene geheime Formel, wie sie ihr Sample zusammensetzt. Allen Anfragen haftet ein ärgerlicher Mangel an. Die Befragter können nicht wissen, ob die Befragten die Wahrheit sagen. Manchmal nämlich lügen die Menschen. Sie lügen, weil sie finden, es gehe niemanden etwas an, wie sie wählen werden. Oder weil sie sich ihrer Meinung schämen, weil sie die Meinungsforscher zum Narren halten möchten oder, ganz einfach, weil sie am Lügen Freude haben.

Hanspeter Born, ehemaliger *Weltwoche*-Auslandredaktor, verfolgt den Endsput der US-Wahlen aus sicherer Ferne und sammelt Nachrichten aus Medien links und rechts des Mainstreams. Als Austauschschüler erlebte er vor sechzig Jahren seinen ersten Wahlkampf in den USA. 1980 berichtete er für das Schweizer Radio über den unerwarteten Sieg von Ronald Reagan. 2008 reiste Born ein letztes Mal zu Wahlveranstaltungen und liess sich vom aufsteigenden Stern Obama blenden.

# Giftig und aufschlussreich

Von Lou Cannon — Wie ist die zweite Fernsehdebatte zwischen Hillary Clinton und Donald Trump zu deuten? Es gab keinen Gewinner.

Zuschauer, die das zweite TV-Duell zwischen Hillary Clinton und Donald Trump verfolgten, bekamen eine vergiftete, nicht ganz jugendfreie Seifenoper geboten, die als Wahlkampfdebatte daherkam.

Wenige Tage zuvor hatten einige republikanische Politiker Trump ihre Unterstützung aufgekündigt, nachdem die *Washington Post* ein elf Jahre altes Video aufgedeckt hatte, in dem Trump geschmacklos von weiblichen Geschlechtsteilen spricht und damit prahlt, er könne «alles» mit Frauen anstellen, weil er ein «Star» sei. Hierzu befragt, erklärte er, dass er seine Worte bedauere. Doch im nächsten Moment sagte er, dass Clinton, die demokratische Präsidentschaftsbewerberin, «viel schlimmer» sei, weil sie Frauen diffamiert habe, die ihrem Mann Bill Clinton sexuelle Übergriffigkeit vorgeworfen hatten.

«Bill Clinton hat Frauen missbraucht», sagte Trump. «Hillary Clinton hat diese Frauen angegriffen, und zwar böseartig.» Drei der Frauen, die Vorwürfe gegen Bill Clinton erhoben hatten, waren auf Trumps Einladung nach St. Louis gekommen. Grimmig sah Bill Clinton zu, wie seine Frau wiederholt attackiert wurde.

## «Sie hat gelogen»

Statt Trumps Anschuldigungen zurückzuweisen, spulte Hillary Clinton die Litanei seiner abfälligen Kommentare über Frauen, Mexikaner und Muslime ab. Sie sprach von seiner spöttischen Reaktion gegenüber den Eltern eines Soldaten, der im Irak gefallen war, erinnerte daran, dass er sich über die Behinderung eines Reporters lustig gemacht und dass er behauptet hatte, Präsident Barack Obama sei nicht in den Vereinigten Staaten geboren worden.

«Er schuldet dem Präsidenten eine Entschuldigung, er schuldet unserem Land eine Entschuldigung, und er muss Verantwortung für seine Handlungen und Worte übernehmen», sagte sie.

Die anderthalbstündige Debatte war ein «Town Hall»-Format, bei dem unentschiedene Wähler, ausgesucht von einem Meinungsforschungsinstitut, abwechselnd mit den TV-Moderatoren Anderson Cooper (CNN) und Martha Raddatz (ABC News) Fragen stellen konnten. Trump offenbarte, wie wenig ihm dieses Format vertraut ist: Verunsichert und aggressiv tigerte er auf dem Podium herum, während Clinton Fragen beantwortete.

In den ersten 45 Minuten wirkten beide Kandidaten gereizt und feindselig. Trump

sagte, Clinton habe ein «böses Herz» und versprach, dass er sie bei seinem Wahlsieg ins Gefängnis bringen werde, weil sie als Aussenministerin dienstliche E-Mails auf ihrem Privatserver gelöscht habe. FBI-Direktor James Comey hatte festgestellt, dass Clinton und ihre Kollegen «extrem sorglos mit hochsensiblen, geheimen Informationen» umgegangen seien, aber keine kriminellen Absichten verfolgt hätten.

In der zweiten Hälfte dieser elenden Debatte kam es immerhin zu einigen inhaltlichen Diskussionen. Clinton will höhere Steuern für Reiche, Trump will generelle Steuersenkungen. Sie will Obamas Gesundheitsreform beibehalten und weiter ausbauen, Trump will «Obamacare» komplett abschaffen. Sie will Flugverbotszonen in Syrien und sichere Orte für syrische Flüchtlinge, aber keine amerikanischen Truppen entsenden. Trump will den Islamischen Staat mit allen denkbaren Mitteln vernichten.

Trump war aggressiver als in der ersten Debatte, während eine selbstsichere Clinton weniger lächelte und defensiv agierte. Am wenigsten überzeugend wirkte sie, als Raddatz nach einem Wikileaks-Post fragte, in dem Vorträge von ihr zitiert wurden, die sie nach dem Ende ihrer Amtszeit als Aussenministerin vor Wall-Street-Bankern gehalten hatte. In einer dieser Reden

hatte sie gesagt, dass es notwendig sei, «eine öffentliche und private Haltung» zu schwierigen Fragen zu vertreten. Auf Raddatz' Frage, ob das nicht Heuchelei sei, erwiderte sie, dass sie darüber gesprochen habe, in welcher Weise Abraham Lincoln sich für die Abschaffung der Sklaverei eingesetzt habe. «Sie hat gelogen», sagte Trump in seiner aufschlussreichsten Reaktion an diesem Abend. «Jetzt schiebt sie ihre Lüge auf den grossen Abraham Lincoln.»

Eine für Trump möglicherweise kritische Situation ergab sich, als er den Bericht der *New York Times* bestätigte, er habe 1995 bei seiner Steuererklärung einen Verlust von 916 Millionen Dollar geltend gemacht, so dass er jahrelang keine Einkommenssteuer entrichten musste. Auf die Frage, ob er das richtig finde, sagte er:

«Ja, natürlich.» Trump hat es abgelehnt, seine Steuerbescheide offenzulegen – was von den Kandidaten beider Parteien seit Jahrzehnten praktiziert wird.

Vor der Debatte stand Clinton in den Umfragen recht gut da. Im Anschluss

bezzifferte der renommierte Statistiker Nate Silver ihre Chancen auf 83 Prozent, ein leichtes Plus gegenüber der letzten Woche. Und nach Einschätzung der Website Real Clear Politics käme Clinton im Wahlmännnergremium auf 340, Trump auf 198 Stimmen.

Beobachter waren sich uneins in ihrem Urteil über die Debatte. Linksliberale sahen Clinton als Siegerin, für Konservative war es Trump. In Wahrheit gab es keinen Gewinner. Der Präsidentschaftswahlkampf ist eine Schlamm-schlacht, Leidtragende sind die Amerikaner.

Lou Cannon ist ehemaliger White-House-Korrespondent der *Washington Post* und Autor von mehreren Büchern über Ronald Reagan. Cannon ist 83 und lebt in Kalifornien.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«Viel schlimmer»: Kandidaten Trump, Clinton am 9. Oktober.

## Höchststrichterliche Anmassung

Von Christoph Mörgeli

Giusep Nay hat es nie verwunden. Weil der damalige Justizminister Christoph Blocher nichts von seinen Führungsqualitäten hielt, nahm er sich den Bundesgerichtspräsidenten Nay ein bisschen zur Brust. Und zeigte ihm auf, wie man in Lausanne effizienter und kostengünstiger arbeiten könnte. So war es jedenfalls kein Landesunglück, als sich Giusep Nay als Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte bewarb und prompt durchfiel. Das Bundesgericht war den umständlichen Präsidenten los, und er zog sich etwas vorzeitig als Rentner nach Valbella zurück.

Seither sitzt der Christdemokrat zusammen mit dem Freisinnigen Kurt Fluri im Club Helvétique, wo beide mit den demokratischen Volksrechten hadern. Nay forderte, dass ein erlauchtes Expertengremium missliebige Volksinitiativen vorzeitig prüfen und stoppen kann. Er unterstützte eine Stimmrechtsbeschwerde, um die Masseneinwanderungsinitiative rückgängig zu machen. «Der Schweizer», sagte Giusep Nay, «neigt dazu, die direkte Demokratie zu überhöhen.» Doch er neigt dazu, sich selber zu überhöhen. Etwa, indem er unlängst den Presserat auf eine NZZ-Journalistin hetzte, weil ihm ihre Berichterstattung über das Bundesgericht nicht passte.

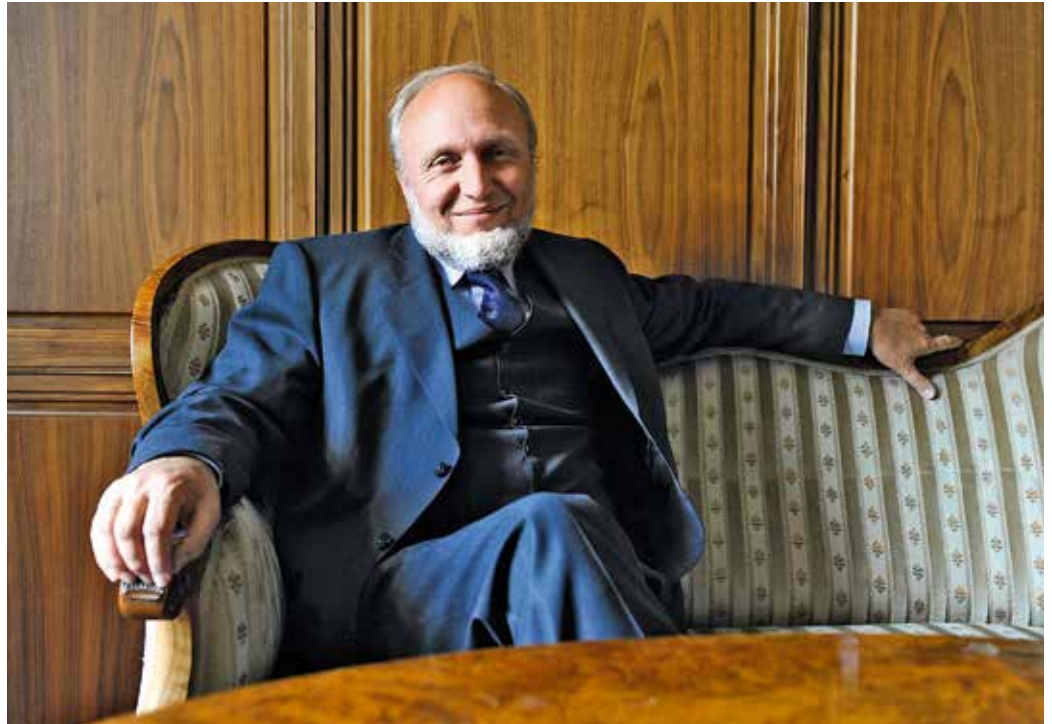
Nun hat der Bündner im *Tages-Anzeiger* behauptet, der Nationalrat habe bei der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative Recht getan. Die Personenfreizügigkeit stehe als völkerrechtlicher Vertrag über einer Volksinitiative. Denn es heisse in der Verfassung: «Bund und Kantone beachten das Völkerrecht.»

Es sollte uns Bürger aufs Höchste beunruhigen, wenn ein höchstrichterlicher Ex-Bundesgerichtspräsident aus einem «Beachten» ein «Steht-über» macht. Dieser schreckliche Richter hat nämlich in Lausanne 17 Jahre lang viele Urteile gesprochen. Giusep Nay meint weiter, man könne neues Verfassungsrecht wie die Masseneinwanderungsinitiative nur «im Einklang mit der Verfassung» umsetzen. Wenn dem so wäre, hätten wir wieder den ewig gültigen, unabänderlichen Bundesvertrag von 1814. Dieser besass tatsächlich keine Revisionsklausel und musste durch blutige Revolutionen und Bürgerkriege verändert werden. Seither hat die Schweiz dazugelernt. Ihre Bürgerinnen und Bürger dürfen, wann immer ihre Mehrheit es will, die Bundesverfassung ändern. Und zwar ganz ohne vorher Giusep Nay in Valbella anzufragen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Hat der Professor recht?

Von Peter Bodenmann — Für Karl Marx braucht der Kapitalismus Krisen, damit er vorübergehend aus dem Loch kommt.



«Reinigungskrise»: Ökonom Hans-Werner Sinn.

Weltweit macht heute die Summe des akkumulierten Finanzkapitals vier Mal so viel aus wie das weltweite Bruttoinlandprodukt. Überakkumulation pur. Nach den Erfahrungen mit Lehman Brothers kann und will die Politik grosse Unternehmen und Banken nicht mehr in Konkurs gehen lassen.

Yellen, Draghi und Jordan versuchen, das Problem mit Negativzinsen und Gelddrucken zu entschärfen. Das Kapital bekommt weniger vom Kuchen, damit es wieder investiert statt gehortet wird. Funktioniert nachweislich suboptimal, weil die Nachfrage der staatlichen und privaten Haushalte zu schwach war, ist und bleibt. Hungertuchnager und Sparhaushalte befeuern keinen Aufschwung. Für die Schweiz gilt: Solange die Minus-Teuerung höher ist als der Negativzins, gibt es gar keine realen Negativzinsen. Weder für Sparer noch für Pensionskassen.

Professor Hans-Werner Sinn war in jungen Jahren ein roter Falke. Er bringt ihre Position auf den Punkt: «Hier kann nur eine Reinigungskrise der schumpeterschen Art herausführen, die in Europa mit Schuldenschnitten und Euro-Austritten einhergehen müsste, denen Währungsabwertungen folgen. Die Krise schafft nach einem abwertungsbedingten rapiden Rückgang der Dollar- oder Euro-Werte der Assetpreise, inklusive der Preise von Land und Immobilien, wieder Platz für neue Firmen und Investitionsprojekte [...] Je

früher man diese Reinigungskrise stattfinden lässt, desto glimpflicher wird sie ausgehen.»

**Folge 1** — UBS und Credit Suisse gehen in einem solchen Gewitter zwingend unter. Fintech-Firmen treten an ihre Stelle.

**Folge 2** — Die Pensionskassen verlieren mindestens ein Viertel ihrer Vermögen. Und müssten in der Folge die Renten real kürzen.

**Folge 3** — Die Konkurse vieler Unternehmen verdoppeln die Zahl der Arbeitslosen in der Schweiz. Mindestens.

Profitieren würden in einer ersten Phase dank Schuldenschnitten, dank Euro-Austritten und dank Abwertungen am ehesten Länder wie Griechenland und Italien. Renzi und Tsipras müssten mit Sinn drohen, damit Deutschland wirtschaftspolitisch zu Sinnen kommt:

**Hebel 1** — Die Löhne und Renten in Deutschland steigen. Vorab die Mindestlöhne. So wie dies Joseph Stiglitz fordert.

**Hebel 2** — Deutschland investiert massiv in seine arg vernachlässigte Infrastruktur. In verlotterte Schulen, Strassen und die Bildung.

**Hebel 3** — Eurobonds und ein Finanzausgleich, der diesen Namen verdient, stabilisieren und beschleunigen den Aufschwung.

**Hebel 4** — Die Maastricht-Kriterien werden gelockert.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Die Hierarchisierung der Welt

Von Kurt W. Zimmermann — Wem gehört die Titelseite einer Zeitung? Den Journalisten jedenfalls nicht mehr.

Der Pionier ist die *Helsingin Sanomat*. Das Blatt aus Helsinki ist die grösste Qualitätszeitung Skandinaviens. Es ist so etwas wie die NZZ des Nordens.

Schon vor fünfzig Jahren unterschied sich die *Helsingin Sanomat* von allen anderen Blättern der Welt. Ihre Frontseite war ausschliesslich für Werbung reserviert. Das ist bis heute so geblieben. Unter dem Zeitungskopf findet sich auf Seite eins der Seat Ibiza, das iPhone oder das verbilligte Rentierschnitzel.

Der Journalismus beginnt dann auf Seite zwei.

Bei der *Neuen Zürcher Zeitung* haben sie das am letzten Samstag nachvollzogen. Hier begann der Journalismus sogar erst auf Seite drei. Die Werbung für den Porsche Panamera absorbierte die ganze Titelseite und auch die Seite zwei der NZZ.

Auf der Redaktion gab die seitenfüllende Werbung auf der Front natürlich sehr zu reden. Denn es wurde das Kraftfeld des Journalismus auf den Kopf gestellt.

Journalismus ist in erster Linie ein Ordnungsprinzip. Es ist die Hierarchisierung der Welt. Die Redaktion entscheidet für ihre Leser, was für sie wichtig und was unwichtig ist. Das schlägt sich in der Blattstruktur nieder.

Bei sogenannten Weltblättern wie der NZZ steht zuvorderst der Auslandteil. Dann folgen die Kommentare, dann das Ressort Schweiz. Die Redaktion signalisiert damit ihren Anspruch. Erst Berlin, dann Bern. Kosmopolitische Weltdeutung kommt vor dem Kleinkram der Bundespolitik.

## Sommaruga vor Obama

Bei überregionalen Blättern wie dem *Tages-Anzeiger* und der *Aargauer Zeitung* steht vorn der Inlandteil, dann folgen Ausland und Region. Auch damit signalisiert die Redaktion ihren Anspruch. Sommaruga vor Obama. Zuvorderst steht der Fokus auf helvetische Themen.

Bei Regionalblättern wie *Berner Zeitung* und *Zürichsee-Zeitung* steht am Anfang das Geschehen in der Umgebung, dann folgen Schweiz und Ausland. Erst der Scheunenbrand, dann die Sozialwerke. Es ist das Bekenntnis zur eigenen Provinzialität.

Bei Boulevardblättern wie *Blick* und *20 Minuten* ist das Ordnungsprinzip der Verzicht auf eine starre Ordnung. Die Strukturierung der Welt folgt nicht einem vordefinierten Kriterium von Relevanz, sondern der vermuteten Resonanz beim Publikum. Erst der Ehekrach, dann die Energiepolitik.



Verbilligte Rentierschnitzel: NZZ-Titelseite.

Bei allen Konzepten geht es um Deutungsmacht. Eine normative Instanz, in unserem Fall die Redaktion, liefert eine Schablone, die über die vielfältige Realität gelegt wird, sie katalogisiert und dadurch hierarchisiert.

Lange Zeit war in dieser Welterklärung kein Platz für Werbung. Werbung war sinnentleert und darum unerwünscht, erst recht zu Zeiten, als es sie in den Blättern noch massenhaft gab. Sie wurde auf die unattraktivsten Plätze in der Zeitungsarchitektur verbannt, am liebsten links und möglichst weit hinten.

Unantastbar war stets die Titelseite. In der NZZ zum Beispiel gab es heftige Kulturkämpfe, bis auf der Front erstmals ein 1/16-Inserat von Omega oder Mercedes abgedruckt wurde. Ähnlich heftig waren auf Redaktionen die Abwehrschlachten, als die Werber damit begannen, kleine Post-it-Zettel und Warenmuster auf die heilige Titelseite zu kleben.

Zu Zeiten, als es Werbung in den Blättern noch massenhaft gab, war sie des Teufels. Heute, da es kaum noch Werbung in den Blättern gibt, ist sie ein Heiligtum. Sie darf nun formatfüllend gar die Titelseite okkupieren. Sogar die stilkonservative NZZ-Redaktion widerruft dazu ihre frühere Gestaltungshoheit des Erdgeschehens.

Das Dumme daran ist nur, dass auch dies die Werbung nicht in die Presse zurückholen wird.

# In Bedrängnis

Von Beatrice Schlag — Gelassenheit braucht Raum.

Jemandem zu nahe treten – diese Redewendung existiert nicht zufällig in vielen Sprachen auf dieser Welt. Aber nicht überall ist damit dieselbe Distanz gemeint, erst recht nicht im übertragenen Sinn. Denn dieser hat weniger mit Kultur zu tun als mit dem, was man als Nähe zulassen will oder ertragen kann. Dafür gibt es keinen gemeinsamen Nenner: Während der eine instinktiv zurückweicht und Abstand schafft, wenn man ihm an die Schulter fasst, lächelt der andere und wendet sich einem zu.



Je nachdem, wo man ist, kann die Grenze zwischen zulässiger Distanz und Zunahetretten fast in Zentimetern gemessen werden. In den USA rufen Menschen von weitem «Sorry!», wenn ihr Einkaufswagen den eigenen zu streifen droht, den man gerade durch denselben Warenkorridor schiebt. In Mittel- und Südeuropa kümmert sich kein Mensch vorausschauend um Kollisionen von Einkaufswagen. Wenn sie aneinanderprallen, passiert rein gar nichts, ausser vielleicht, dass das Rencontre Anlass für ein paar Worte gibt. Amerikaner brauchen mehr Distanz, vielleicht ganz einfach deshalb, weil ihr Land ausserhalb Manhattans mehr Raum als anderswo bietet, um einander auszuweichen. Dem andern Platz zu geben, gilt als alltägliche Höflichkeit.

Ich habe mir die zweite Debatte zwischen Hillary Clinton und Donald Trump am vergangenen Sonntag zweimal angesehen. Das erste Mal mit Ton und das zweite Mal stumm, da mir schien, ich könnte etwas verpasst haben, was neben giftigen Worten zwischen den beiden los war. Ohne Ton war es einfach zu verstehen. Beide Kandidaten konnten sich frei bewegen, sie mussten nicht an ihren Pultmikrofonen kleben, was sie sehr unterschiedlich nutzten. Hillary Clinton ging auf ihre Frager im Publikum zu. Donald Trump ebenfalls. Obwohl er nicht gefragt wurde, stand er viel zu nahe hinter ihr – und zog dabei ein Gesicht wie ein sehr unzufriedener Bodyguard. Sie sah sich immer wieder irritiert um, weil er ihr keinen Platz gewährte. Und wirkte dabei unsouverän.

Wer plant die Choreografie mit ein, wenn dringend endlich etwas über Inhalte geklärt werden sollte? Donald Trump, Reality-TV-Star. Sie hätte das wissen müssen.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich weiterhin rücksichtsvoll und umsichtig im Strassenverkehr bewegen, obwohl die Nerven durch die Flegelhaftigkeiten der Strassenmitbenutzer in zunehmendem Masse strapaziert werden? *Marianne Zurbrügg, Bern*

Möchten Sie das Fehlverhalten rücksichtsloser Fahrer gleichsam homöopathisch kurieren, indem Sie jenen den Spiegel vorhalten, müssten Sie ebenso provokant, frech und riskant fahren. Lohnt sich das? Oder erlitten Sie dann zusätzlich zu Ihrem Ärger auch noch Eigengoals? Beispiel: Ein Autofahrer, der frech über der Mittelinie auf Sie zufährt, übertritt in krasser Weise den Raum, der ihm zusteht. Würden Sie ihm aber spiegelbildlich dasselbe bescheren, wäre der Unfall programmiert. Zwar wären Sie quitt – aber was bringt's ausser: noch mehr Ärger, Umtriebe, Kosten und womöglich Blut? Bieten sich denn keine tauglicheren Methoden an? Wie wäre es etwa damit, sich Autonummer, Modell, Marke und Farbe des betreffenden Fahrzeugs zu merken? Unsere Polizei wäre kaum abgeneigt, die Merkmale und Datenrücker Fahrer/-innen entgegenzunehmen, um diese ins Visier zu fassen. Vielleicht helfen Ihnen solche Überlegungen dabei, sich in besonders nervigen Situationen mental etwas Entspannung zu gönnen. Gute Fahrt!

*Marius Köppel, Verkehrstherapeut, Zug*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Uns kann herzlich egal sein, wen die Amerikaner zum Präsidenten machen. Das ist deren Bier.» *Jürg Brechbühl*

### Apokalypse mit Hillary

Nr. 40 – «Kann man diesem Mann vertrauen?»; Urs Gehrig über Donald Trump

Mit der offenherzigen Hillary Clinton wissen wir alle – wenn wir es denn wissen wollen –, was auf uns zukommt. Wir kennen ihre Sponsoren. Darunter sind alle Kriegsgurgeln dieser Welt. Sie, und damit wir einfachen Bürger, dürfen ihr vertrauen, dass sie ihre Versprechen einhält. Dagegen gibt es als einzige Hoffnung nur Trump. Wer nicht in die Apokalypse mit Hillary hineingeraten will, der muss Trump vertrauen.

*Hans Baiker, Online-Kommentar*

Die Frage ist eher: Sind wir Schweizer fähig, unseren eigenen Weg zu gehen, oder fahren wir weiter mit dem Anpassertum gegenüber der EU und dem Duckmäusertum vor den USA? Uns kann herzlich egal sein, wen die Amerikaner zum Präsidenten machen. Das ist deren Bier.

*Jürg Brechbühl, Online-Kommentar*

### In den Händen der Finanzbranche

Nr. 40 – «Parteisoldat Berset»; René Zeller über die Rentenreform

Um den Frontalangriff der SP («AHV plus») abzuwehren, schlugen die bürgerlichen Parteien vor, die zweite Säule durch Erhöhung der Beiträge zu verbessern. Dabei ist die AHV die Altersvorsorge, die mit den kleinsten Verwaltungskosten arbeitet. Zudem hat sie eine wertvolle soziale Seite. Unsere reichen Mitbürger, die sich vorsorglich in steuergünstige Oasen zurückgezogen haben, müssten ja sonst auf ihr volles Erwerbseinkommen die AHV-Beiträge bezahlen. Dies würde bewirken, dass weniger begüterte Mitbürger entlastet würden. Es lässt sich leicht ausrechnen, auf welchem Mist die Idee, die zweite Säule auszubauen, gewachsen ist. Ich denke da an die Finanzlobby, die, wie mir scheint, die SVP voll im Griff hat. Von den Milliarden der zweiten Säule lassen sich ja so leicht Millionen in die eigenen Säcke umlenken. Die Millionenboni der Finanzhaie müssen auf alle Fälle gesichert werden; es kann doch diesen Herren nicht zugemutet werden, auf eine ihrer vielen Nobelkarossen in ihrer Garage zu verzichten, und das nur, damit ein «dummer» alter Rentner sich zum Zmittag mal eine Wurst leisten könnte. Mir stellt sich die Frage, ob die SVP, die glücklicherweise als Einzige noch die Freiheit und die Unabhängigkeit der Schweiz verteidigt, bereits völlig in den Händen der Finanzbranche ist.

*Max Bürkli, Emmen*



«Einzige Hoffnung»: *Weltwoche*-Titelseite.

### Weichkäse

Nr. 40 – «Der weinende General»; Philipp Gut über den Luftwaffenchef Aldo Schellenberg

In den letzten Jahren fokussierte unsere Fliegerelite ihre Energie auf die Beschaffung des Gripen und vernachlässigte sträflich ihre operativen Hausaufgaben. Während unter Militärpilot und Luftwaffenchef Markus Gyax kein tödlicher Unfall zu verzeichnen war, häufen sich diese unter Luftwaffenchef Aldo Schellenberg. Es war eine weitere personelle Fehlentscheidung, den ehemaligen Gebirgsbrigadekommandanten Schellenberg zum Chef der Luftwaffe zu befördern. Als Unternehmensberater hat er, ebenso wenig überzeugend, einige Flops produziert. Es scheint, dass es schwierig geworden ist, kompetente Chefs der Flugwaffe zu ernennen. Der vorletzte Chef der Luftwaffe, Walter Knutti, hatte seine Geliebte innerhalb der Flugwaffe befördert und wurde umgehend entlassen. Aldo Schellenberg kann nicht der richtige Mann an der Spitze der Luftwaffe für die Beschaffung eines neuen Kampfflugzeuges sein. Es braucht neue, glaubwürdigere Köpfe, denen man keine Taschentücher mitgeben muss, damit sie sich die Tränen abwischen können, die nur deren Überforderung aufzeigen. Sonst ist der zweite Absturz nach dem Gripen schon programmiert. Als Freund des ehemaligen Generals Norman Schwarzkopf, der in der Operation «Desert Storm» einige tödliche Verluste hinnehmen musste, ist mir nicht bekannt, dass er

bei seinen Medienauftritten weinte. Ein wahrer Führer eben wie auch Colin Powell, wie es sie heute nicht mehr zu geben scheint.

Roger E. Schärer, Oberst a D, Feldmeilen

Die Frage, ob es zum Anforderungsprofil eines Luftwaffenchefs gehöre, an Presseterminen in Tränen auszubrechen, finde ich zynisch. Mehr noch: Der Autor Philipp Gut versucht, mit Hilfe des Dienstreglements nachzuweisen, dass ernsthafte Zweifel darüber bestehen, ob Schellenberg unter Pulverdampf kühlen Kopf zu behalten in der Lage sei. Er erkennt, was er in jedem guten Führungskurs lernen könnte: dass ein guter Chef auch seine Schwächen zeigt, falls im vorliegenden Fall dies überhaupt eine ist. Ich würde mit Leuten, die in dieser schwierigen Situation Empathie zeigen, viel eher in den Krieg ziehen als mit Journalisten, die sich keine Rechenschaft darüber geben, was das, worüber sie schreiben, beim Leser auslöst.

Hans Schaller, Grüt

Der Vergleich zwischen dem «weinenden General» und dessen Fähigkeit zur (Kampf-)Führung ist etwa auf dem Niveau: Wer Weichkäse isst, kann nicht hart sein!

Peter Fratton, Rickenbach

#### Fundamentalirrtum

Nr. 40 – «Neuer Islam»; Henryk M. Broder über Finanzminister Wolfgang Schäubles «deutschen Islam»

Das derzeitige Islamverständnis beruht auf einem gigantischen Fundamentalirrtum. Der Islam ist eben nicht nur eine der sieben Weltreligionen, sondern die Staatsphilosophie jedes islamischen Staates. Sie hat die Durchsetzung der Gesetze der Scharia, der Rechtsgrundlage der muslimischen Gesellschaft zum Inhalt. Allah als oberster Souverän des Staates hat die Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens mit universalistischem Anspruch auf die Absolutheit der göttlichen Wahrheit durch den Koran verkündet. Diese Wahrheit wird als endgültig und unveränderlich dargestellt. Das Prinzip der Gottesherrschaft, ist eine der wichtigsten Säulen des Islam. Das alles hat schon der Islamgelehrte Ibn Taimiya (1263–1328) niedergeschrieben. Der Souverän jeder Demokratie ist im Gegensatz dazu das Volk, das sich die Gesetze seines Zusammenlebens selbst gibt. Die säkulare Trennung von Staat und Religion ist für einen Muslim unannehmbar. Das ist der zentrale, diametrale Widerspruch zwischen einem islamischen und einem demokratischen Staatsverständnis. Eine Reformation des Islam durch die Muslime selbst ist nicht in Sicht. Insofern ist die Hoffnung von Minister Schäuble auf einen «deutschen Islam» ein fataler Irrglaube mit grossen Konsequenzen. Der Islam als totalitäres Gesellschaftsmodell gehört

nicht nach Deutschland und ist durch die Religionsfreiheit nicht geschützt.

Helmut Pöltelt, Ahrensfelde bei Berlin (D)

#### Orbán und die Wirtschaft

Nr. 40 – «Orbáns Erfolg»; Boris Kálnoky über Viktor Orbáns vermeintliche Niederlage

Die Berichte und Interviews über die Volksabstimmung in Ungarn waren in den meisten Medien einfach nur grotesk, subjektiv, der Wahrheit überhaupt nicht entsprechend und sehr einseitig. Bis heute habe ich keinen einzigen Artikel darüber gelesen, dass dieser «Diktator» Orbán Ungarn vor dem Staatsbankrott gerettet hat, das heute eines der gesündesten Länder der EU überhaupt ist. Vor ein paar Tagen haben auch die Rating-Agenturen Standard & Poor's und Fitch das Land wieder besser eingestuft. Ich habe nirgendwo (!) darüber auch nur ein paar Zeilen in der Schweizer Presse lesen können. Was in den deutschen Medien vor sich geht, ist noch erschreckender. Da werden Nachrichten über kriminelle Flüchtlinge verschwiegen, Szenen inszeniert – eine Hirnwäsche auf fast allen Sendern und fast rund um die Uhr. Ich kann mich an eine dermassen heftige Propaganda selbst in der kommunistischen Ära nicht erinnern! Ich finde diese Tendenz gefährlich für Europa. Allerdings bewegt sich die Schweiz leider (meiner persönlichen Meinung nach) mit hoher Geschwindigkeit in diese Richtung. Zsolt Gottwald, Weiach

#### Ein Paar warme Socken

Nr. 40 – «Der rasende Ungebändigte»; Rolf Hürzeler über den Schriftsteller Jack London

Schön, dass die *Weltwoche* des hundertsten Todestags des grossen amerikanischen Erzählers gedenkt. Mit saloppen Formulierungen wie «zu viel Durst», «steigt jedem Rock nach», «Karriere als Eisenbahn-Tramp», «liess keine Keilerei aus» und «faschistoider Zug» wird man John Griffith, der unter dem Pseudonym Jack London schrieb, aber nicht

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

gerecht: Beim geneigten Leser erweckt so was leider Assoziationen zu Ernest Hemingway – dabei steht Londons Sozialkritik dem Werk eines Charles Chaplin sehr nahe, etwa wenn er das unmenschliche, ja tödliche Vorgehen der Eisenbahner gegen blinde Passagiere (Tramps) schildert. London als Darwinist? Ja, wenn er Gerissenheit und Überlegenheit eines erfahrenen, weitgereisten Tramps gegenüber gutmenschlichen Stubenhockern detailliert beschreibt: Wer als Bettler an eine Tür klopfe, müsse blitzschnell den Charakter und die Schwächen seines Gegenübers einschätzen, analysieren und mit den richtigen Worten eine glaubwürdige Geschichte auftischen können, wenn er eine Bleibe zum Übernachten oder wenigstens ein Paar warme Socken ergattern wolle.

Markus Spycher, Bern

#### Den Gaumen anregend

Nr. 40 – «Flüssiges Gold»; *Weltwoche*-Spezialheft über Wein und Genuss

Herzlichen Dank für das den Gaumen anregende Spezialheft. Die Gegend des tollen Herbstbildes mit dem Rhonetal in der Abendsonne liegt allerdings etwas gar weit von Martigny weg. Es zeigt die Rhone oberhalb des Pfynwalds, näher liegen würde daher Siders.

Thomas Reck, Romanshorn

#### Korrigenda

Im Artikel «Der Burka-Jäger aus Gretzenbach» (*Weltwoche* Nr. 40/16) ist uns ein Fehler unterlaufen. Der Preis der Autobahnvignette sollte nicht um fünf, sondern um sechzig Franken erhöht werden. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)

**itjobs** CH  
KARRIERE AUF SICHER

# Slalom mit freiem Sinn

Ein Jahr nach ihrem ersten Wahlerfolg seit 1979 geben die Freisinnigen nur Anlass zu Fragen: Wer führt eigentlich diese Partei? Worüber streiten sich ihre Bundesräte? Und weshalb fährt die Fraktion einen Zickzackkurs? Ein Versuch, die FDP zu verstehen. *Von Markus Schär*

Was ist mit dieser Partei los? Die FDP lässt ihre Nationalräte das Nichtumsetzen der Masseneinwanderungsinitiative erzwingen und ihre Ständeräte flugs Verschärfungen im Sinne des Volkswillens ankündigen. Sie höhnt bei der Zuwanderung über die jahrelangen Bemühungen der Wirtschaftsverbände und setzt bei der Altersvorsorge den kurzfristigen Vorschlag eines Wirtschaftsverbandes durch. Und sie weigert sich, das Referendum zur Energiestrategie zu unterstützen, das sie selber vor zwei Jahren noch mit einer kläglichen Petition gefordert hat. Der Ex-Präsident stiehlt der Präsidentin die Schlagzeilen. Die Bundesräte fetzen sich wie niemand sonst in der Landesregierung. Und die Fraktionsmitglieder gönnen einander nicht das geringste Rampenlicht.

Ein Jahr nach ihrem ersten Wahlerfolg seit 1979 sucht die FDP noch ihre neue Rolle. Sie bringt jetzt im Nationalrat dank ihren 33 Köpfen mit der SVP (65) und den kleinen Rechtsparteien (3) das absolute Mehr zusammen. Doch sie grenzt sich verbissen von der SVP ab; sie kämpft mit der CVP und bandelt gerne mit der SP an. Das zeigte sich in der Herbstsession im Bundeshaus. Und das zeigt sich vor den Wahlen im Aargau vom 23. Oktober, die als Test für den landesweiten Trend gelten: Die Umfrage der *Aargauer Zeitung* verheisst der FDP einen Zugewinn von gut 3 Prozent, der SVP und der CVP dagegen einen Absturz um je 3 Prozent – das könnte allerdings daran liegen, wie CVP-Präsident Gerhard Pfister schimpft, dass der freisinnige Verleger der *Aargauer Zeitung*, Peter Wanner, den Freisinnigen hilft, wo er kann. Vor der wichtigen Testwahl drängt sich die Frage auf: Wer versteht die FDP?

**«Frag den Philipp»:** Das Präsidium — Nicht zufällig klopfte eine Aargauerin aus der CVP den bissigsten Spruch über die FDP. Das Partekürzel, spottete Nationalrätin Ruth Humbel, stehe für «Frag den Philipp.» Mit dem Hohn machte sie sich Luft, als die Freisinnigen in der Nationalratskommission die windelweiche (Nicht-)Umsetzung der Zuwanderungsbeschränkungen durchgesetzt und mit dem Aargauer Ständerat Philipp Müller als Sprachrohr sogleich – via *Aargauer Zeitung*, wie sonst? – bitter nötige Verschärfungen angekündigt hatten. «Jeder erzählte etwas anderes», höhnt Ruth Humbel. «Ich habe Erfahrung damit, wie man dargestellt wird, wenn jeder etwas anderes erzählt.» Darum warf ihr Spruch die Frage auf: Wer führt eigentlich diese Partei?

Die Präsidentin heisst seit einem halben Jahr Petra Gössi. Aber auch die Parteifreunde, die von ihren Auftritten angetan sind, sehen sie nur als «Aussenministerin», und dies vorwiegend für die Deutschschweiz. Die burschikose Schwyzerin streitet für die Galerie munter mit ihren Kollegen Albert Rösti (SVP) und Gerhard Pfister (CVP), dabei fände sie sich in der Sache mit ihnen in fast allen Fragen: weit rechts. Doch sie nimmt keinen wahrnehmbaren Einfluss auf den Slalomkurs ihrer Partei – dafür bleibt ihr Vorgänger zuständig.

Philipp Müller hat ein Problem. Der Gipsermeister, dessen Karriere auf einer Initiative zur Begrenzung des Ausländeranteils auf 18 Prozent gründet, steht der SVP so nahe wie wenige in seiner Partei – aber gerade deshalb grenzt er sich von der Konkurrenz, wo immer möglich, ab. «Er will als der Macher dastehen», meint Ruth Humbel. Das leitet Philipp Müller und mit ihm die FDP, auch wenn er dafür, wie bei der Personenfreizügigkeit und der Beziehung zur EU überhaupt, mit der SP klüngeln muss.

**«Es war ein Unfall»:** Die Fraktion — Ein strenges Wort oder auch nur ein scharfer Blick genügte früher: Gabi Huber sorgte acht Jahre lang für Ordnung in der Fraktion der Freisinnigen, die sich seit je frei fühlen, individuellen Vorlieben und persönlichen Vorteilen nachzujagen. Die spröde Urner Anwältin liess sich nicht gleichwertig ersetzen, es gibt aber intern gute Noten für ihren Nachfolger und seine beiden

**Es bleibt das Geheimnis der FDP, weshalb sie von ihrem Bundesrat keine freisinnige Politik verlangt.**

Stellvertreter. Der neue Fraktionschef, der Tessiner Arzt Ignazio Cassis, gilt als «elastisch»: Der Schnelldenker vom linken Flügel bemühe sich, alle einzubinden; dabei hilft ihm, dass er die drei Landessprachen beherrscht.

Auch von den Neulingen kommen frische Impulse – ein Schubser nach rechts. Das Klima prägen zwar weiter die nimmersatten Landwirtschaftslobbyisten um Bauernverbanddirektor Jacques Bourgeois («ein Fünftel der Fraktion», wie ein Wirtschaftsmann meint) und die staatsgläubigen welschen Radicaux, die in ihren Kantonen noch immer die stärkste bürgerliche Partei stellen; so aus der Waadt Olivier Français, der im Ständerat an Statur zulegen, und Laurent Wehrli, der sich ausdrücklich

als «delamurien» versteht: als Schüler des «Sonnenkönigs» Jean-Pascal Delamuraz aus Lausanne. Doch gerade aus der Romandie gibt es neue Köpfe, die nach rechts ziehen: der Neuenburger Advokat Philippe Bauer, der Walliser Advokat Philippe Nantermod, der sich mit seinen 32 Jahren auch als Vizepräsident der Partei noch irrlichternde Auftritte erlaubt wie den Beitritt zu den FDP-Frauen, vor allem der Genfer Benoît Genecand – der Ex-UBS-Direktor, der erst vor drei Jahren in die Tagespolitik eingestiegen ist, fordert von seiner Partei «eine ideologisch besser definierte Positionierung».

Nicht ideologisch, aber praktisch setzen auch die beiden neuen Aargauer rechte Akzente: der Anwalt Thierry Burkart und der Elektrounternehmer Matthias Samuel Jauslin, der sich in der Zuwanderungsdebatte als Fraktionssprecher durch sein Manuskript kämpfen durfte. Und die beiden neuen Zürcher treten für die organisierte Wirtschaft ein: Regine Sauter, Direktorin der Zürcher Handelskammer, spielte bei der Altersvorsorge willig die Briefträgerin für das Konzept des Arbeitgeberverbandes; Hans-Ulrich Bigler, Direktor des Gewerbeverbandes, übt als Netzwerker im Hintergrund. Nur die beiden erfolgreichen Unternehmer Marcel Dobler (SG) und Hermann Hess (TG) fühlen sich als «Exoten».

Mit seiner Truppe will Ignazio Cassis nach aussen «die liberale Flagge hochhalten» – dass immer wieder Fahnenflüchtige wie Doris Fiala (ZH), Kurt Fluri (SO) oder Laurent Wehrli (VD) für etatistische Mehrheiten sorgen, nimmt er hin. Bei einer der ersten Abstimmungen des neuen Rates im Dezember 2015, als SVP und FDP geschlossen das Verlängern des Ärztestopps verweigerten, geschah denn auch «ein Unfall», wie der Fraktionschef gestand: Er hatte stillschweigend mit Abwechslern gerechnet. Wenn allerdings die FDP eine Frage wirklich als wichtig erachtet, erklärt sie sie zum strategischen Geschäft (siehe Seite 38).

**Spannungen unter dem Deckel: Die Bundesräte** — Die zwei FDP-Bundesräte finden sich an den beiden Polen, für welche die Freisinnigen seit 1848 stehen: Wirtschaft und Staat. Johann Schneider-Ammann führte vorher als Unternehmer eine global aufgestellte Maschinenbaugruppe. Und Didier Burkhalter machte als Jurist seine Karriere vom Verbandsfunktionär zum Bundesrat, ohne je in der Privatwirtschaft gearbeitet zu haben. Die Freisinnigen brachten die beiden Pole eineinhalb Jahrhunderte lang



*Streitet munter für die Galerie:* Parteipräsidentin Gössi.



*Heisser Anwärter:* Ständerat Schmid.



*Sorgte für Ordnung:* alt Nationalrätin Huber.



*Demonstrativ cool:* Ständerätin Keller-Sutter.



*«Elastisch»:* Fraktionspräsident Cassis.

zusammen: Die Aussenpolitik der Eidgenossenschaft war Aussenwirtschaftspolitik, die den Interessen des Landes diene, geführt von der Handelsabteilung des Volkswirtschaftsdepartements.

Jetzt aber setzt sich Didier Burkhalter nicht mehr für die Wirtschaftsinteressen der Schweiz ein, sondern für Menschenrechte und Friedensförderung, für globale Sustainable Development Goals und internationale Solidarität. Das zeigte sich kürzlich wieder: Der Aussenminister wählte als Staatssekretärin, das heisst als höchste Diplomatin der Eidgenossenschaft, mit Pascale Baeriswyl eine sozialdemokratische Menschenrechtsspezialistin. Deshalb kommt es immer häufiger zu Konflikten mit seinem Parteikollegen im Wirtschaftsdepartement, der stets ein offenes Ohr für die Probleme der Schweizer Unternehmen hat. «Die beiden Bundesräte versuchen, die Spannungen unter dem Deckel zu halten», sagt ein FDP-Ständerat, «aber sie sind deutlich zu spüren.»

Die Fraktion stichelt nur gelegentlich gegen ihren Aussenminister; so forderte sie Kürzungen bei der Entwicklungshilfe (und würgte sie selber wieder ab) oder brachte gegen den Widerstand von Burkhalter einen Vorstoss für Verhandlungen mit Eritrea durch. Es bleibt das Geheimnis der Partei, weshalb sie von ihrem Bundesrat keine freisinnige Politik verlangt.

#### **Zwei in der Pole-Position: Bundesräte in spe.**

— Zeitweise machten sich Bundesratskollegen und Parteifreunde Sorgen, ob Johann Schneider-Ammann sein Jahr als Bundespräsident durchstehe. Er schafft es wohl bei wieder besserer Gesundheit, aber die möglichen Nachfolger bringen sich in Stellung. Bei diesem Wettbewerb gelten zwei Regeln. Einerseits, nur bei dieser Wahl wichtig, sollten die Bewerber aus der unterversorgten alemannischen Landeshälfte kommen, konkret aus der Ost- oder der Zentralschweiz. Andererseits, bei jeder Wahl im Bundeshaus gültig, dürfen gerade die aussichtsreichsten Anwärter ihre Ambitionen nicht zeigen.

Kaum grosse Chancen kann sich also Ständerat Hans Wicki ausrechnen, der als Nidwaldner Baudirektor sein Interesse anmeldete. Und auch andere Ambitionierte dürften ihr Karriereziel nicht erreichen, gerade weil ihre Ambitionen nicht zu übersehen sind. Der Ausserrhoder Ständerat Andrea Caroni macht sich als Selbstdarsteller auf dem Boulevard Neider; der Zürcher Ständerat Ruedi Noser gilt als Einzelkämpfer mit undurchsichtigen Plänen, wenn er mit der eigenen Bewegung Succèsuisse und der eigenen Agentur Furrerhugi für die Wirtschaft weibelt oder gerne mit der Linken kungelt, bis hin zum Sessionsbericht gemeinsam mit dem SP-Kumpel Daniel Jositsch. Die heissesten Anwärter sind so jene, die sich demonstrativ cool geben: Die Sankt Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter, die 2010 gegen Johann Schneider-Ammann unterlag, und der Bündner Ständerat Martin Schmid. Und

## Rechtsstaat

# Verfassungswidrig

In eigener Sache drückt die FDP gerne ein Auge zu.  
Von René Zeller

Die Vorväter der FDP gründeten 1848 den Bundesstaat. Folgerichtig wacht der Freisinn sorgsam über die damals erstrittenen demokratischen und rechtsstaatlichen Errungenschaften. Doch gar so streng, wie sie vorgibt, hält sich auch die FDP nicht an den Buchstaben des Gesetzes. Verfassungstreue ist – siehe «Inländervorrang light» – ein dehnbare Begriff. Auch die Spielregeln, gemäss denen die freisinnige Bundeshausfraktion agiert, sind rechtsstaatlich nicht astrein.

«Die Mitglieder der Bundesversammlung stimmen ohne Weisungen.» So steht es in Artikel 161 der Bundesverfassung. Die Maxime, dass National- und Ständeräte juristisch einzig an Verfassung und Gesetz gebunden sind, gilt auch für die Abgeordneten der FDP. Gleichwohl ist im freisinnigen Fraktionsreglement nachzulesen: «Das Abstimmungsergebnis in der Fraktion ist im Falle von strategischen Geschäften bei einem qualifizierten Mehr von zwei Dritteln für alle Fraktionsmitglieder verbindlich.»

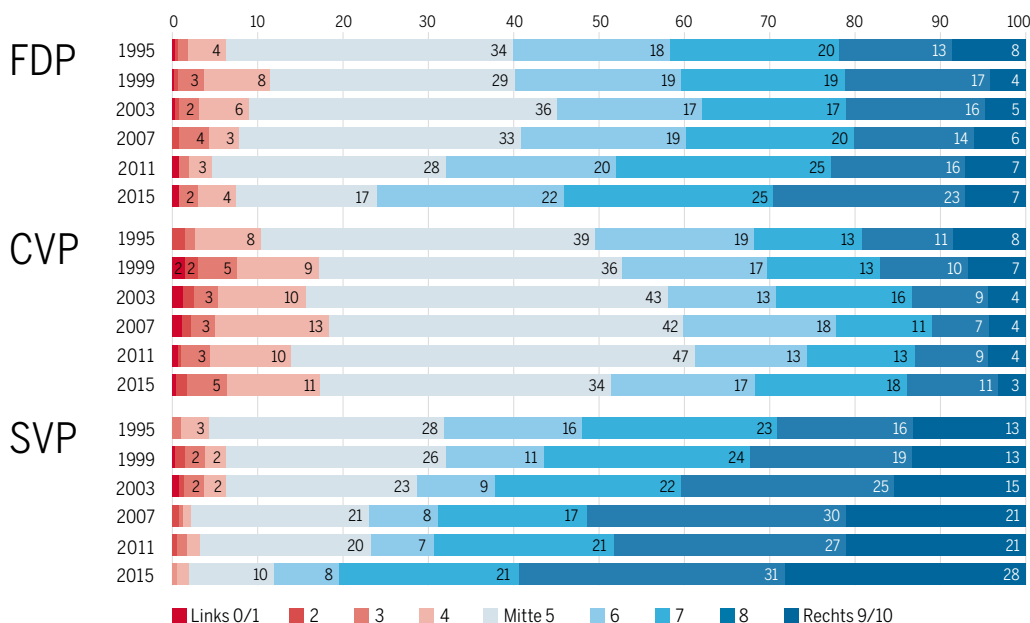
Natürlich sind alle Bundeshausfraktionen bestrebt, geschlossen aufzutreten. Wer wählt schon eine Partei, deren Abgeordnete auseinanderstieben wie aufgeschreckte Hühner? Als 2008 über die freisinnige Verbandsbeschwerde-Initiative zu urteilen war, hackten in der FDP Befürworter und Gegner derart verbissen aufeinander herum, dass sich der damalige Parteisekretär Stefan Brupbacher genötigt sah, einen parteiinternen Verhaltenskodex zu formulieren.

Seither tritt die FDP im Bundeshaus geschlossener auf. Das ist der langjährigen Fraktionschefin Gabi Huber zuzuschreiben, die als eiserne Lady keine Sololäufe duldet. Ihr Nachfolger, der Tessiner Ignazio Cassis, fordert ebenfalls Gleichschritt ein. Den Vorwurf, bei der FDP herrsche Fraktionszwang, pflegt er leichtfüssig zu umdribbeln. In der Mannschaft müsse Ordnung herrschen. In strategischen Situationen schaue ein Fraktionschef eben, dass die Teammitglieder nicht falsch abstimmen.

Kurzum: Das FDP-Fraktionsreglement, das den eigenen Abgeordneten Instruktionen auferlegt, ist verfassungswidrig. Aber man hat sich daran gewöhnt, dass im Bundeshaus rechtsstaatliche Normen gekniet werden.

## Rutsch nach rechts

Links-rechts-Positionierung der Wähler grosser Parteien, 1995 bis 2015, in Prozent



**Lesbeispiel:** Von den SVP-Wählern positionierten sich 1995 13 Prozent bei 9 oder 10 auf der Links-rechts-Skala, wobei 0 «links» und 10 «rechts» bedeutet. 2015 ist dieser Anteil auf 28 Prozent gestiegen.

QUELLE: SELECTS

### Mehr als drei Viertel der FDP-Wähler verstehen sich als Rechte.

die Kollegen im Stöckli glauben: Wenn Schmid zusagt, tritt Keller-Sutter aus Angst vor einer zweiten Niederlage gar nicht an.

Noch einfacher wäre der Ersatz für Didier Burkhalter: Da es im Bundesrat nicht drei Welsche braucht, drängt sich da nur einer auf – der «elastische» Fraktionschef Ignazio Cassis aus dem Tessin. Der 55-jährige Kronfavorit hat nur zwei Probleme: Der fast gleichaltrige Aussenminister muss innert nützlicher Frist zurücktreten, und der Tessiner CVP-Ständerat Filippo Lombardi darf nicht vorher für Doris Leuthard nachrücken.

**Ein rechtes Potenzial: Die Position** — Die FDP sei «die Lieblingspartei der Wahlen 2015», pries sie der Politologe Georg Lutz; 20 Minuten goss seine Zahlen gar in den Titel: «Die FDP hat das grössere Potenzial als die SVP.» Die Wahlstudie Selects liess die Freisinnigen jubeln: Ihre Wählerbasis hatte sich 2015 «massiv ausgeweitet» – 50 Prozent der Befragten konnten sich vorstellen, die FDP zu wählen, 34 Prozent sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit, während die SVP nur auf 40 beziehungsweise 32 Prozent kam. Allerdings muss sich die Partei fragen, weshalb sie es trotz dieser Sympathiewelle letztlich nur auf 16,4 Prozent brachte, das drittschlechteste Ergebnis aller Zeiten.

Was wollen die Wählenden? Auch dies liesse sich aus der Selects-Studie herauslesen. Das Wahlvolk sieht die FDP – immer noch – als Partei der Wirtschaft: 49 Prozent trauen ihr bei diesem Thema die grösste Kompetenz zu, weit vor der SVP mit 18 Prozent. Und die Wähler der FDP stehen rechts von der Mitte (siehe Grafik): Auf der Skala von 0 (ganz links) bis 10 (ganz

rechts) stufen sich noch 17 Prozent bei 5 ein, die Hälfte des Wertes von 2007; dagegen sehen sich 48 Prozent bei 7 oder 8, also als Rechte, gegenüber nur 34 Prozent vor acht Jahren. Insgesamt verorten sich also mehr als drei Viertel der FDP-Wählenden rechts.

Die Partei geht aber leichtfertig mit diesen Erwartungen um. Einerseits setzt sich die FDP von der Wirtschaft und vor allem von den Wirtschaftsverbänden ab, wo sie nur kann. Deshalb glaubten alle, dass «ein freisinniger Parlamentarier» (Name nicht veröffentlicht, aber bekannt) bei der Zuwanderungsdebatte über den freisinnigen Arbeitgeberpräsidenten gehöhnt habe: «Glaubt der Vogt wirklich, irgendeine Sau würde interessieren, was er da verzapft?» Offiziell sagte Philipp Müller immerhin, die Europa-Debatte zeige, dass seine Partei «kein Anhängsel der Wirtschaft mehr» sei. Und andererseits lässt die FDP ihren Auftritt über Gebühr von Politikern prägen, die ihr politisches Leben lang der Karriere zuliebe die Mehrheiten in der Mitte suchten, und dies auf linkslastigen Feldern: von Bundesrat und Ex-Stadtrat Didier Burkhalter, von den Stadtpräsidenten Kurt Fluri (Solothurn) und Laurent Wehrli (Vevey), von Ständerat und Bundesrat in spe Ruedi Noser oder von Nationalratspräsidentin Christa Markwalder, die auf eine Berufung ins diplomatische Korps ihres Parteifreundes wartet.

Die Hälfte der Bürger kann sich vorstellen, die FDP zu wählen, ein Sechstel tut es tatsächlich. Was muss die Partei daraus schliessen? Sie sollte versuchen, sich selber zu verstehen – oder zumindest ihre Wähler. Sie muss sie also dort suchen, wo sie sich gemäss Selbsteinschätzung sehen: rechts.

# Vereinbarung mit Tücken

Die Schweizer Atomaufsichtsbehörde Ensi will sich für mehr Sicherheit am Persischen Golf engagieren und verursacht damit Spannungen in Bundesbern.

Von Hubert Mooser

Wenn das Eidgenössische Nuklearsicherheitsinspektorat (Ensi) an die Öffentlichkeit gelangt, ist häufig Feuer im Dach. Entweder gibt es Probleme in einem Schweizer Kernkraftwerk. Oder dann muss sich die Atomaufsicht gegen Vorwürfe wegen Filz- und Vetternwirtschaft wehren.

Am 27. September war es anders: Das Ensi habe am Rande der 60. Generalkonferenz der Internationalen Atomenergieagentur (IAEA) zusammen mit der Atomaufsichtsbehörde des iranischen Mullah-Regimes, der Iran Nuclear Regulatory Authority (INRA), ein Memorandum of Understanding unterschrieben, meldete das Amt. Wozu? «Diese Vereinbarung ermöglicht es uns, die INRA mit den in Europa geltenden internationalen Sicherheitsvorgaben bekannt zu machen und damit einen Beitrag zur nuklearen Sicherheit in der Region zu leisten», liess Ensi-Direktor Hans Wanner verlauten.

## Vollendete Tatsachen

Das oberste Ziel der Aufsichtsbehörde ist es eigentlich, Mensch und Umwelt in der Schweiz vor Radioaktivität zu schützen. Mit dem Iran-Engagement will das Amt jetzt auch einen «kleinen, aber wichtigen Beitrag zur Senkung von Spannungen am Persischen Golf leisten». Selbstverständlich stehe die Vereinbarung im Einklang mit dem gemeinsamen Aktionsplan zur Beilegung des Streits um das iranische Nuklearprogramm und werde von den Regierungen der Schweiz und des Irans unterstützt, betont die Atomaufsichtsbehörde in ihrer Mitteilung. So weit also die offizielle Sprachregelung. Hintenherum geht es weniger friedfertig zu und her.

Denn mit Bundesrätin Doris Leuthard, deren Verkehrsdepartement (Uvek) das Ensi organisatorisch angegliedert ist, waren die Iran-Pläne nicht abgesprochen. Dabei hatten Leuthards Nuklear-Experten im Bundesamt für Energie (BfE) nicht unwesentliche Einwände gegen eine Zusammenarbeit mit dem Gottesstaat. Doch dann wurde das Uvek vor vollendete Tatsachen gestellt, wie aus einem internen Uvek-Papier hervorgeht. Das Departement will jetzt die Präsidentin des Ensi-Rates, Anne Eckhardt Scheck, zu einer Aussprache vorladen.

Eine seriöse Stellungnahme zum Sachverhalt bekommt man nicht. Der internationale Sololauf der Atomaufsichtsbehörde muss dem Uvek derart peinlich sein, dass der Chef von Leuthards Informationsstab, Dominique Bugnon, die nebulöse Botschaft verbreitet, das

Ensi benötige für diese Zusammenarbeit keine Einwilligung des Uvek. Vom Ensi erfährt man offiziell nicht mehr. Ensi-Sprecher Anton Treier formuliert es aber wenigstens so, dass er garantiert nicht falsch liegen kann: Er gehe davon aus, dass das Uvek über die Zusammenarbeit informiert war.

Informiert war das Uvek schon, aber alles andere als einverstanden. Und anders als von Bugnon verbreitet, hat Leuthards Bundesamt für Energie bei solchen internationalen Engagements sehr wohl ein Wörtchen mitzureden – auch wenn das Ensi heute als selbständige Behörde operiert, die dem Uvek rapportiert. BfE-Experten vertreten die Schweiz in der Nuclear Suppliers Group, einer internationalen Organisation, die zur Nichtverbreitung von Kernwaffen beitragen will. Geht das Ensi mit dem in der Vergangenheit als unberechenbar geltenden Gottesstaat Iran eine Vereinbarung im Bereich Atomaufsicht ein, ist eine Absprache mit den BfE-Experten unerlässlich. Und eine solche erfolgte zu Beginn der Geschichte auch tatsächlich.

Es begann Ende Februar 2016. Ensi-Direktor Hans Wanner reiste als Teil der wissenschaftlichen Delegation mit Bundespräsident Johann Schneider-Ammann nach Teheran. Bei einem Treffen mit Naser Rastkah, dem Chef der INRA, hatten beide Seiten die Möglich-



Heisses Dossier: Kernkraftwerk Buschehr.

keiten einer Zusammenarbeit diskutiert. Die INRA zeigte nach Darstellung des Ensi damals grosses Interesse an Unterstützung bei Fragen der Sicherheitskultur, des Aufbaus eines Regelwerks und des Managementsystems.

Wie das Papier aus dem Departement Leuthard aufzeigt, stand das Uvek einer Zusammenarbeit mit der Atomaufsichtsbehörde des Gottesstaates von Anfang an skeptisch gegenüber. Am 4. Juli kam es deswegen zu einer Aussprache zwischen Vertretern des Uvek und dem Ensi-Rat. Leuthards Experten äusserten Vorbehalte gegenüber internationalen Aktivitäten des Ensi, die keinen unmittelbaren Bezug und Nutzen für die nukleare Sicherheit in der Schweiz hatten. Sie äusserten aber auch grundsätzliche Bedenken über eine Zusammenarbeit mit dem Mullah-Regime im politisch «heissen» Nukleardossier.

Die Uvek-Experten warnten, die INRA sei keine von der Regierung unabhängige Aufsichtsbehörde, sondern Teil der iranischen Atomenergiebehörde AEOI. Das ist jene iranische Behörde, die mit ihren (angeblichen) Atombombenplänen die Welt in Atem hielt und mit den Kontrolleuren der IAEA jahrelang Katz und Maus spielte. Das Treffen endete ohne Entscheidung: Leuthards Experten und die Vertreter des Ensi-Rates kamen aber überein, dass man das Thema nach der Sommerpause vertiefen wolle. Das Ensi sollte bis dahin eine Dokumentation zusammenstellen. Ein frommer Wunsch.

## Bund soll die Kosten übernehmen

Ohne diesen geplanten Austausch abzuwarten, schritt die Schweizer Atomaufsichtsbehörde zur Tat und unterschrieb am 27. September 2016 – laut Uvek-Papier offenbar mit Unterstützung von Didier Burkhalter's Auswärtiges Departement und Johann Schneider-Ammann's Staatssekretariat für Wirtschaft, aber ohne Einbezug von Leuthards Uvek – ein Memorandum of Understanding über eine bilaterale Zusammenarbeit mit der INRA. Das EDA bestätigt die Hilfeleistung an das Ensi bei diesem Geschäft, diese sei jedoch in Zusammenarbeit mit dem Uvek erfolgt.

Es gibt noch andere Differenzen: Da die Unterstützung einer ausländischen Regierung nicht über Aufsichtsgebühren den Schweizer Kernkraftwerken aufgebürdet werden kann, ersucht jetzt das Ensi den Bund um einen finanziellen Beitrag von 400 000 Franken. Aber das letzte Wort ist hier wohl noch nicht gesprochen. ○

# Parmelin duckt sich

Die Luftwaffe ist das grösste Sorgenkind des Schweizer Verteidigungsministers. Doch nicht nur an dieser Front steht Bundesrat Guy Parmelin unter Druck. Armeeeinterne Maulwürfe, Rüstungslobbyisten und Milizverbände sitzen ihm im Nacken. *Von René Zeller*



*Serie von Indiskretionen:* Bundesrat Parmelin.

Gegen 400 000 Schaulustige bevölkerten im September 2014 an zwei Wochenenden den Militärflugplatz Payerne. Die aviatische Fan-Gemeinde feierte das 100-jährige Bestehen der Luftwaffe. Im opulent gestalteten Bildband, den die selbstbewusste Waffengattung zum Jubiläum vorlegte, formulierte Bundesrat Ueli Maurer folgende Liebeserklärung: «Ich bin stolz, als Verteidigungsminister der oberste Chef dieser leistungsfähigen Luftwaffe zu sein, und wünsche ihr in ihrem zweiten Jahrhundert alles Gute!»

Tempi passati. Seit jenen glücklichen Tagen hat die Luftwaffe zwei F/A-18-Kampffjets, einen Tiger F-5 der Patrouille Suisse und einen Super-Puma-Helikopter verloren. Drei Militärpiloten stürzten in den Tod.

Gar nicht gut kommt die Luftwaffe auf dem politischen Terrain voran. Am 18. Mai 2014

stoppte der Souverän den Kauf von 22 schwedischen Gripen-Kampffjets. Nach dieser direktdemokratischen Klatsche forcierte Verteidigungsminister Maurer die Beschaffung eines zeitgemässen bodengestützten Luftverteidigungssystems (Bodluf 2020). Dieses Projekt befand sich zuoberst auf Maurers Prioritätenliste, als der SVP-Bundesrat Anfang 2016 ins Finanzdepartement weiterzog. Der neue Militärminister Guy Parmelin sistierte, kaum im Amt, am 22. März 2016 das Prestige-Projekt seines Parteikollegen. Politiker und Medienschaffende quittierten es mit einem: «Gut gemacht!» Maurer hingegen bezeichnete Parmelins rüstungspolitischen Notstopp als «nicht nachvollziehbar».

Inzwischen liegt das Ergebnis einer von Bundesrat Parmelin angeordneten Untersuchung vor. Kurt Grüter, ehemaliger Direktor

der Eidgenössischen Finanzkontrolle, kommt zum Schluss, dass «die Projektorganisation und der Projektablauf den Weisungen entsprechen» hätten. Nachzulesen ist im 99-seitigen Untersuchungsbericht ferner, die vielgescholtene Luftabwehrrakete Iris-T SL der im süddeutschen Überlingen domizilierten Herstellerfirma Diehl Defence sei von der deutschen Bundeswehr als «beschaffungsreif und allwettertauglich» erklärt worden. Das ist exakt das Gegenteil dessen, was die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens berichtete, als sie am 23. März erstmals die geplante Modernisierung der Fliegerabwehr thematisierte. Es drohe ein Fiasko, skandalisierte Moderator Sandro Brotz die Enthüllungen. Gleichzeitig jubelte er den neuen Verteidigungsminister hoch, weil dieser nicht nur seinen Luftwaffenchef Aldo C. Schellenberg in



den Senkel gestellt, sondern gleichzeitig die Ablösung von Armeechef André Blattmann auf Ende 2016 verkündet hatte.

### So ein Kindergarten!

Der Bericht Grüter macht deutlich: Von einem Rüstungsfiasko ist das Projekt Bodluf mehrere Flugstunden entfernt. Skandalös ist aber nicht in erster Linie die fetzige Berichterstattung der «Rundschau». Bedenklich war vielmehr, dass sich mehrere eidgenössische Parlamentarier damals fernsehmedial inszenierten und das dringliche System Bodluf gleichsam freihändig zum Abschuss freigaben. Dass die SP-Armeekritikerin Chantal Galladé subito die Ferndiagnose «Debakel» ausstellte, ist politisch halbwegs nachvollziehbar. Unverständlich ist aber, dass SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz und FDP-Nationalrat Walter Müller im März ebenso unbedarft den Stab über Bodluf brachen – als sei es in Stein gemeisselt, dass Ueli Maurer seinem Nachfolger ein Tohuwabohu hinterlassen habe.

Die involvierte Firma Diehl Defence hat bisher darauf verzichtet, eine Klage gegen die Schweiz wegen Ruf- und Geschäftsschädigung einzureichen. Auf Anfrage weist ein Gewährsmann der deutschen Rüstungsfirma darauf hin, dass aufgrund der Negativschlagzeilen aus der Schweiz bereits in einem Fall – Italien – ein Verkauf der Iris-Rakete auf Eis gelegt worden sei. Ob die deutschen Raketenbauer immer noch kulant blieben, wenn das Projekt Bodluf 2020 ganz versenkt würde, ist offen.

Quo vadis, Luftwaffe? Die stolze Waffengattung schlingert ungewissen Zeiten entgegen. Die Kampffjets Tiger F-5 fliegen zwar noch, sie sind aber militärisch nicht mehr konkurrenzfähig. Die F/A-18-Flotte kommt ebenfalls in die Jahre. Zurzeit lässt Luftwaffenchef Schellenberg prüfen, wie ihre Lebensdauer über 2025 hinaus verlängert werden könnte. Man ist diesbezüglich geneigt, von einem Murks zu sprechen. Kommt dazu, dass auch die Luftabwehr auf Oldtimer baut. Die drei verfügbaren Systeme (Rapier, Stinger, mittlere Flab-Kanone) gehören spätestens 2025 ebenfalls zum alten Eisen.

Die Perspektiven der Luftwaffe sind damit ebenso simpel wie unerfreulich: Wenn nicht bald neue Kampffjets und Luftabwehrsysteme beschafft werden, wird die Luftwaffe obsolet.

---

### Wenn nicht bald neue Kampffjets und Luftabwehrsysteme beschafft werden, wird die Luftwaffe obsolet.

---

Bundesrat Guy Parmelin hat die Situation mit seinem Bodluf-Sistierungsentscheid verschärft. Dass die Luftwaffe in Nöten ist, ist aber auch selber verschuldet. Die Serie von Indiskretionen will nicht abreißen. Die Medien stöberten Protokolle von Bodluf-Projekt-

sitzungen gewiss nicht zufällig in Papierkörben stillgelegter Hangars auf. Maulwürfe in Uniform sind am Werk, die mit Lobbyisten kooperieren, um so unliebsame Konkurrenten zu diskreditieren. Die Luftwaffe krankt besonders heftig an dem mit Haken und Ösen geführten Wettstreit der Rüstungsindustrie, weil Luftabwehrsysteme und Kampffjets nicht Millionen kosten, sondern Milliarden. Dass Dissidenten in der Armee selber hocken, veranlasste Ueli Maurer im Zuge der Bodluf-Indiskretionen zur Aussage, einige Offiziere müssten nochmals in den Kindergarten geschickt werden.

Was tun? Soll man sich damit abfinden, dass Indiskretionen zu Rüstungsbeschaffungen gehören wie das Amen in der Kirche? Bei jeder Beschaffung der Luftwaffe agieren fürstlich entlohnte Lobbyisten als Co-Piloten der Rüstungsbranche, lange bevor die Politik am Zug ist. Als es in den nuller Jahren galt, den Helikopter Eurocopter EC 635 zu beschaffen, waren ein amtierender SVP-Nationalrat und ein gewesener FDP-Nationalrat im Sold des unterlegenen Anbieters auf der Piste. Im Vorfeld des Gripen-Plebiszits fütterten armeieinterne Akteure wiederum die Lobbyisten – und befeuerten so indirekt die Kampagne der Kampffjet-Gegner. Die Militärjustiz ermittelte. Erfolglos.

### Die Ungeduld wächst

Bei Bodluf wiederholt sich die Geschichte. Der Untersuchungsbeauftragte Kurt Grüter hielt fest, dass «nicht die Projektführung, sondern die Indiskretionen das Projekt zum Absturz brachten». Von neuem ermittelt die Militärjustiz. Ein Sprecher stellte auf Anfrage in Aussicht, mit einer Verlautbarung sei im November zu rechnen. Ob diesmal ein Fisch am Haken hängt? Die Armeefunktionäre, die mit Kämpfern für die Rüstungsindustrie kooperieren, sind nicht nur arglistig, sondern auch schlau. Wenn nicht gar korrupt.

Diese Gemengelage hatte Guy Parmelin nicht angetroffen, als er weiland als Korporal der Artillerie seine militärischen Sporen abverdiente. Die Erkenntnis, dass im eigenen Hause Gegner hocken und «graue Adler» (ehemalige Militärpiloten) über ihm kreisen, hat den Verteidigungsminister verschreckt. Jetzt tritt er verunsichert an Ort. Parmelin setzt darauf, dass die von ihm eingesetzte Expertengruppe sowie eine politische Begleitgruppe sachdienliche Hinweise liefern, wie der Schutz der dritten Dimension künftig sichergestellt werden soll. Im Frühjahr 2017 sollen die Eckpfeiler für eine «integrierte Luftverteidigung» vorliegen. Vorher herrsche Funkstille, hört man.

Mit seinem zögerlichen Vorgehen setzt sich Bundesrat Parmelin dem Vorwurf aus, er verharre im Schützengraben. Zuvorderst drängen Offiziere der Fliegerabwehr, die sich in der

Interessengruppe Flab-Collegium zusammengeschlossen haben. Sie schlugen Parmelin in einem vom 24. Mai 2016 datierten Konzeptpapier vor, das Beschaffungsprojekt Bodluf 2020 zu verschlanken und derart voranzutreiben, dass es nach Vorliegen des Berichts Grüter noch ins Rüstungsprogramm 2017 eingestellt werden könne. Auch die Schweizerische Offiziersgesellschaft (SOG) fordert Parmelin auf, nicht weiter auf Zeit zu spielen.

---

### Der gewesene Korporal Parmelin droht den Goodwill in Offizierskreisen zu verlieren.

---

Man sei «sehr unglücklich über den Bodluf-Beschaffungsprozess», bekräftigt SOG-Präsident Stefan Hostenstein. «Wir hätten erwartet, dass nach der Publikation des Berichts Grüter die Sistierung umgehend aufgehoben wird.»

Der gewesene Korporal Parmelin droht den Goodwill in Offizierskreisen zu verlieren. Dabei geht es den militärischen Milizverbänden nicht nur um die Zukunft der Luftwaffe, sondern auch um die Umsetzung der Reform «Weiterentwicklung der Armee», kurz WEA. Die SOG trägt das Umbauprojekt zwar mit, pocht aber darauf, dass sie aktiv in den Umsetzungsprozess einbezogen wird. Demgegenüber disqualifiziert Heinrich L. Wirz, langjähriger Wortführer von Pro Militia, die WEA als «mission impossible». Ganz zu schweigen von der streitbaren Gruppe Giardino, die erfolglos das Referendum gegen die Armee reform angestrengt hat: Man werde die Schwächen der hiesigen Militärpolitik weiterhin schonungslos aufdecken, und zwar «ohne Rücksicht auf Personen und Parteien». Die patriotischen Gärtner hatten übrigens am 19. Januar 2016 auf ihrer Website die Anti-Bodluf-Kampagne eröffnet und einen Marschhalt eingefordert. Zufall?

Verwundert reibt sich die Linke die Augen. Armeebefürworter sind drauf und dran, die Luftwaffe an die Wand zu steuern. Einen Kampf zwischen Modernisten und Traditionalisten ortet die GSoA-nahe *Wochenzeitung*. Dies nicht zu Unrecht, wenn man auf die Scharmützel zwischen den Milizverbänden blickt. Für den im Schützengraben kauernenden Guy Parmelin kommt erschwerend dazu, dass ihm die parlamentarischen Geschäftsprüfer im Nacken sitzen. Sie klären zurzeit ab, ob der Bodluf-Sistierungsentscheid politisch zweckmässig war. FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann, der als Interessenvertreter der Flugabwehrtruppen agiert, hält dem Verteidigungsminister schon jetzt vor, sein übereilter Sistierungsentscheid habe den Steuerzahler schätzungsweise 50 Millionen Franken gekostet.

Noch kaum ein Jahr im Amt, rutscht Guy Parmelin schleichend in die Rolle eines Selbstverteidigungsministers. ○

# Inflation des Völkerrechts

Die Schweiz schloss im vergangenen Jahr Hunderte von völkerrechtlichen Verträgen ab. Die meisten davon sind fragwürdig und mit hohen finanziellen Kosten für die Steuerzahler verbunden.  
Von Philipp Gut

Wie viele völkerrechtliche Verträge hat die Schweiz im vergangenen Jahr unterzeichnet? Drei, sechs oder doch vielleicht eher zwanzig, dreissig, gar fünfzig? Die Antwort lautet: über ein halbes Tausend. Dies geht aus dem Bericht des Bundesrats über die im Jahr 2015 abgeschlossenen völkerrechtlichen Verträge hervor. Genau sind es 526, wobei der Bericht nur diejenigen völkerrechtlichen Verträge auflistet, die nicht der Genehmigung durch das Parlament unterliegen. 2014 waren es noch 439 gewesen, auch eine stolze Zahl, der Zuwachs von gegen 20 Prozent innerhalb nur eines Jahres ist allerdings frappant.

Wer von «Völkerrecht» spricht, denkt meist in grossen Kategorien: Es geht um Krieg und Frieden, um Menschenrechte, um die fundamentalen Normen des Zusammenlebens in unserer Zivilisation. Die Realität ist etwas banaler.

Der Löwenanteil der Vertragsabschlüsse geht auf das Konto des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) unter seinem Chef Didier Burkhalter (FDP) mit mehreren hundert Verträgen. Mit grossem Abstand folgt das Eidgenössische Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) mit 92 Verträgen sowie das Verteidigungsdepartement (VBS) mit 27. Hauptsächlich verantwortlich für die Völkerrechtsinflation innerhalb des EDA ist die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Diese schliesst im Schnitt an jedem Tag des Jahres einen völkerrechtlichen Vertrag ab. Vertragspartner sind andere Staaten, aber auch internationale Organisationen wie die Uno und deren Unterabteilungen.

Ein «völkerrechtlicher Vertrag» ist nicht einfach nur eine juristische Angelegenheit. Die Abkommen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit – eben die grosse Mehrheit – sind vielmehr mit horrenden Kosten für den einen der beiden Vertragspartner verbunden: Sie entpuppen sich als riesiges, feinverästeltes Geldüberweisungssystem, allerdings im Einbahnbetrieb. Die Schweiz zahlt.

## «Genderpolitik» in Burkina Faso

Der 730 Seiten umfassende Bericht des Bundesrats liest sich denn auch wie ein Spiegel des developmentpolitischen Zeitgeists. Begriffe wie «Nachhaltigkeit», «Gender» oder «Klimawandel» dominieren die Agenda. So hat die Schweiz, vertreten durch die Deza, mit UN-Women in Georgien am 18. Juni 2015 ein

Abkommen unterzeichnet «bezüglich einer Bewertung genderspezifischer Fragen in der georgischen Landwirtschaft». Es wird eine Studie finanziert, die «grundlegende Erkenntnisse auf dem Gebiet der genderspezifischen Gegebenheiten in der Landwirtschaft und im ländlichen Entwicklungssystem Georgiens erlaubt». Kosten: 31 000 Euro. Und Folgekosten sind bereits programmiert, denn die Studie hat laut Bundesrat «zum Zweck, eine Liste von Empfehlungen auszuarbeiten, die im Rahmen weiterer Aktivitäten und Projekte weiterverfolgt werden». Was die Schweiz «genderspezifische Gegebenheiten» in der georgischen Landwirtschaft angehen und warum die Schweizer Steuerzahler eine Untersuchung darüber mitfinanzieren müssen, bleibt das Geheimnis des Burkhalter-Departements.

In Armenien sorgt sich die Schweiz im Rahmen des Entwicklungsprogramms der Uno (UNDP) um «Frauen in kommunaler Demo-

## Realitätssinn, Ökonomie, Zweckmässigkeit sind nicht Sache des Aussendepartements.

kratie», dies für 320 000 US-Dollar. In Benin sponsert sie das Programm «Unterstützung der Handlungsfähigkeit von Frauen» des Ministeriums der Familien, der sozialen Angelegenheiten, der nationalen Verbundenheit, der Behinderten und der Senioren mit 1,45 Millionen Franken. Es gehe darum, so der Bundesrat, «bedeutende Fortschritte zur Gleichbehandlung der Geschlechter in den Bereichen Gesellschaft, Kultur, Gesetzgebung und der Wirtschaft zu erreichen». Das ist natürlich so umfassend wie unbestimmt.

Ähnlich verpflichtet sich der Bund in Burkina Faso, wo er ein Abkommen «bezüglich der Unterstützung des operationellen Aktionsplans der nationalen Genderpolitik» abgeschlossen hat. Wie immer die «nationale Genderpolitik» von Burkina Faso und der «operationelle Aktionsplan» dazu aussehen – die Schweiz zahlt dafür 1,88 Millionen Franken.

Ein weiteres typisches Beispiel: Einen Betrag von 300 000 Franken überweist die Deza UN-Women und EvalGender+, «einer Partnerschaft verschiedener Stakeholder, die zur Entwicklung einer nachhaltigen, sozial ausgewogenen und gendergerechten Politik beitragen will, indem sie Länder bei der Evaluati-

on der Ziele für eine nachhaltige Entwicklung unterstützt». Dies soll, so schreibt der Bundesrat in seinem Bericht, «aus dem Blickwinkel der Gerechtigkeit und der Gleichstellung der Geschlechter» erfolgen – und zwar «auf globaler Ebene». Bescheidener geht's offenbar nicht.

Die Lektüre des Bundesratsberichts über die völkerrechtlichen Verträge macht es beinahe auf jeder Seite deutlich: Realitätssinn, Ökonomie, Zweckmässigkeit, verbunden mit überprüfbaren Effizienzkriterien, sind nicht Sache des schweizerischen Aussendepartements in seinen völkerrechtlichen Aktivitäten. In dem vom Bürgerkrieg heimgesuchten, zersplitterten und praktisch unregierbaren Libyen – einem klassischen *failed state* – will die Abteilung Menschliche Sicherheit (AMS) des EDA die «Rolle der libyschen Frauen als Friedensbeauftragte» stärken. Mit einer «repräsentativen Gruppe» von Frauen werde «eine Agenda für den Frieden erarbeitet und deren Implementierung vorangetrieben». Das gewiss gutgemeinte, aber vollkommen hoffnungslose Unterfangen kostet die Schweizer Steuerzahler 292 680 US-Dollar.

## Byzantinische Verhältnisse

Eine weitere beliebte Gruppe von völkerrechtlichen Vertragspartnern – lies: Profiteuren – könnte man den «Apparat der Kollegen» nennen: Staatsdiener in andern Ländern, Fachleute und Berater aus der eigenen Szene. Am 2. Februar 2015 schloss die Deza ein Abkommen mit Bolivien zur «Stärkung der Abteilung für Konsultation der Öffentlichkeit und Beteiligung der Gemeinschaft im Ministerium für Bergbau und Metallurgie für den Aufbau fachlicher Kapazitäten zur Bewältigung von Konflikten im Bergbau». Sie haben das nicht ganz verstanden? Macht nichts. Die 36 200 Franken, die nicht etwa an gebeutelte Bergarbeiter, sondern direkt an die bolivianischen Beamten fliessen («das für die Branche zuständige Ministerium muss seine Kapazitäten entsprechend ausbauen», behauptet der Bundesrat), werden diese schon zu verwenden wissen.

Auch für die eigenen Zirkel ist gesorgt, schliesslich soll sich das Milliardenkarussell der internationalen «Zusammenarbeit» drehen, drehen, drehen. Neben Regierungsvertretern gehören diverse «Experten» und «eminente Personen» zu den Begünstigten. Einige konkrete Beispiele: Dem Europarat



«Fortschritte»: Junge afrikanische Frauen.

überweist die Schweiz mit Vertragsdatum vom 29. Mai 2015 einen Betrag von 50 000 Franken für das «Projekt «Internationale Beratungsgruppe»». Mit Datum vom 1. Juli folgte der nächste Vertrag mit Strassburg, diesmal für das «Projekt «Menschenrechtskommissar»» (39 947 Euro). Am 1. September unterschrieb das EDA einen Vertrag für das «Projekt «Runder Tisch über die Anwendung von internationalen Menschenrechtsstandards und -mechanismen durch staatliche und regionale Ombudspersonen in Russland, im Speziellen betreffend der Rechte von Personen, die ihrer Freiheit beraubt sind». Kostenpunkt für diesen «Runden Tisch»: 19 190 Euro.

Besonders locker sitzt das Geld der Deza-Verantwortlichen auch, wenn sie mit ihresgleichen an «Konferenzen» und «Workshops» diskutieren. So erhielt das Globale Forum für Migration und Entwicklung (GFMD) 49 500 Euro für eine Tagung in Istanbul. Bemerkenswert ist die Beschreibung dieses Forums im Bundesratsbericht als «eine informelle und nicht bindende Plattform des internationalen Dialogs zur Migration», mit andern Worten: ein Plapperverein ohne jede

Verbindlichkeit. Und wahrscheinlich auch ohne jede Wirkung.

Wahrhaft byzantinische Verhältnisse regelt der völkerrechtliche Vertrag vom 3. Dezember 2015 zwischen der Deza und der Internationalen Organisation für Migration (IOM) «betreffend der Unterstützung des Beraters des Vorsitzes des Globalen Forums für Migration und

---

### Die Schweiz zahlt sogar für Freiwilligenarbeit, die doch per definitionem unbezahlt ist.

---

Entwicklung 2016». Dieser Berater, was immer er raten, tun und lassen mag, erhält aus dem Portemonnaie der Schweizer Steuerzahler ein stolzes Honorar von 271 510 US-Dollar. Dies unter dem Titel «Öffentliche Entwicklungshilfe».

Unter dieser Rubrik kann man praktisch alles verbuchen: von einem «Projekt zur Verbesserung des Zivilstandsregistrierungssystems in Tadschikistan» für 4,215 Millionen US-Dollar bis zu einem «Projekt zur Dezentralisierung und Lokalentwicklung» für 7,28 Millionen

Franken in Albanien. Der Absurdität sind dabei keine Grenzen gesetzt, wie ein letztes Beispiel illustrieren mag: Die Schweiz zahlt sogar für Freiwilligenarbeit, die doch per definitionem unbezahlt ist. Der Vertrag mit dem bürokratischen Titel «Briefwechsel zwischen der Schweiz, vertreten durch die Politische Direktion des EDA, und dem Freiwilligenprogramm der Vereinten Nationen betreffend einen Beitrag an das Nachwuchsprogramm für junge Freiwillige der Uno für das Jahr 2016», abgeschlossen am 27. November 2015, kostet die Steuerzahler 160 061 US-Dollar.

Obwohl die Fülle an solchen meist sehr fragwürdigen, aber teuren völkerrechtlichen Verträgen ins Auge sticht, agieren die Verantwortlichen weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit und ohne jede Kritik von Seiten des Parlaments. «Die parlamentarische Behandlung des Berichts 2014 hat weder bezüglich Inhalt noch bezüglich Form zu Diskussionen Anlass gegeben», schreibt der Bundesrat in seiner Einleitung zum jüngsten Rechenschaftsbericht über die völkerrechtlichen Verträge. Das kommt einem Freibrief gleich, den Unsinn fortzusetzen. Ungestört. ○

# Die Suva frisst über den Zaun

Staplerfahren gilt als Tätigkeit mit besonderen Gefahren. Heisst das, dass der Staat die Ausbildung überwachen muss?

Von Beat Gygi

«Suva – Mehr als eine Versicherung»: So gibt die staatsnahe Unfallversicherungs- und Präventionsorganisation Suva auf ihrer Homepage zu verstehen, dass sie sich in einer besonderen Position sieht. Im Unfallversicherungsmarkt hat sie Teilmonopole, die sie vor allem im Industrie- und Gewerbesektor vor Konkurrenz schützen. Zentrale Geschäftsgrundlage ist das Unfallversicherungsgesetz (UVG), aus dem die Suva auch den Auftrag ableitet, Berufskrankheiten und Unfälle bei der Arbeit, in Freizeit und Militär umfassend zu verhüten und durch die «Schaffung einer Sicherheits- und Gesundheitskultur in den versicherten Unternehmen» Arbeitgeber zu beeinflussen. Das tönt wie eine Einladung, Monopolgrenzen zu dehnen.

## Mangelnde Fachlichkeit

Es gibt Anzeichen für diese Tendenz. Sucht etwa ein Betriebsleiter einen Ausbildungskurs für seine Staplerfahrer, werben alle Anbieter mit Sprüchen wie: «Als Suva-zertifizierte Staplerfahrerschule garantieren wir Ihnen eine fachlich makellose Ausbildung.» Überwacht die Suva also neben dem Arbeitsschutz auch die Qualität der Auszubildenden und der Ausbildung? Ist sie auch eine Art Schulkommission der Staplerfahrerschulen?

Das Staplerfahren mag eine kleine Nische sein, aber im Moment findet da ein Kräfte-messen um die Grenze zwischen «staatlich» und «privat» statt. Heute gilt die Anerkennung durch die Suva als Gütesiegel für Kursanbieter im Staplerfahren, das als Tätigkeit mit besonderen Gefahren eine spezielle Schulung erfordert. Die Suva führt öffentliche Listen mit den von ihr auditierten und anerkannten Staplerfahrerschulen und vermerkt dazu, dass diese befugt seien, in der ganzen Schweiz ihre Kurse anzubieten. Also doch eine Schulkommission?

Gegen diese Praxis regt sich Widerspruch. Robert Mosimann, von 1985 bis 1997 verantwortlich für die Staplerfahrerausbildung in einem Industriekonzern und seit 1997 Eigentümer und Betreiber einer eigenen mobilen, Suva-auditierten Staplerfahrerschule, befindet sich in einer juristischen Auseinandersetzung mit der Suva. Deren Experte hat ihm 2014 bei einer Prüfung seiner Schule zur Verlängerung der Suva-Zertifizierung mit dem Hinweis auf Mängel die Anerkennung verweigert. Offenbar sind längere fachliche Auseinandersetzungen im Spiel. Mosimann kritisiert, dass die Suva der Audit-Aufgabe schon vom Fachlichen her nicht gerecht werde, denn deren Experten hätten



Falsche Signale.

keine Instruktorausbildung mit entsprechender Erfahrung im Staplerfahren; und nach seiner Erfahrung werde lediglich auf allgemeine Sicherheitsmassnahmen wie Leuchtwesten oder Markierungen geachtet, auf Staplerbezogene Kriterien der Arbeitssicherheit dagegen kaum. Eigene Richtlinien für die Anforderungen an Staplerfahrerschulungen habe die Suva zudem nie verbindlich erlassen, vielmehr greife sie auf alte Richtlinien der seit 1994 nicht mehr existierenden Schweizerischen Gesellschaft für Logistik zurück. Hinzu komme, dass stationäre Staplerfahrerschulen mit eigenen Ausbildungsanlagen bevorzugt würden. Dass mobile Schulen, die ihre Kurse im Betrieb des Kunden erteilen, besser auf lokale Arbeitsgefahren aufmerksam machen könnten, werde vernachlässigt. Dabei spreche Artikel 8 der Verordnung über die Verhütung von Unfällen klar für eine realitätsnahe Ausbildungsumgebung.

Besonders stossend findet Mosimann, dass die Suva mit ihren Listen der anerkannten Schulen falsche Signale an den Markt sende, denn diese erweckten bei Interessenten den Eindruck, eine schweizweit anerkannte Staplerfahrerausbildung sei nur bei einer Suva-erkannten Schule möglich. So hätten Schulen ohne Suva-Siegel einen Nachteil, obwohl diese die gesetzlichen Vorgaben genauso erfüllten.

Die Suva entscheide quasi in Eigenregie und nach Gutdünken, wie und an wen sie Gütesiegel vergebe. Wie ein Monopolist trete sie auf diesem Gebiet auf, ohne eine entsprechende gesetzliche Grundlage zu haben – was andere Fachleute ähnlich sehen. Dies schaffe Rechtsunsicherheit; mit dem Auditieren gehe die Suva über ihren Aufgabenbereich hinaus.

Die Suva bestätigt auf Anfrage, dass die Ausbildung an einer Suva-erkannten Staplerfahrerschule keine zwingende Voraussetzung für

## Die Suva entscheide quasi nach Gutdünken, wie und an wen sie Gütesiegel vergebe.

die Erfüllung der gesetzlichen Anforderungen sei. Erklärt wird auch, dass die Experten allenfalls als Staplerfahrer ausgebildet seien, also nicht als Instruktoressen. Im Übrigen sieht sich die Suva aber zu ihrer Tätigkeit legitimiert. Bei der Überprüfung der Staplerfahrerschulen stütze man sich besonders auf Art. 85 Abs. 1 des UVG ab, und mit ihren Regelungen erfülle sie auch ihren Präventionsauftrag, das Unfallgeschehen positiv zu beeinflussen. Zudem brächten die Audits jenen Betrieben Rechtssicherheit, welche die nötigen Anforderungen an die Staplerfahrerausbildung erfüllen wollten.

## Gefahr der Überregulierung

Wahrscheinlich wird nächstens politisch vorgespurt, ob die Staplerfahrerausbildung verstaatlicht wird oder in private Betreuung gelangt. Für die Sitzung der Eidgenössischen Koordinationskommission für Arbeitssicherheit (Ekas) vom 13. Oktober ist die von der Fachkommission 21 (Ausbildung von Führern von Flurförderzeugen) erarbeitete Ekas-Richtlinie 6518 zur Ausbildung für Bediener von Flurförderzeugen, also auch für Staplerfahrer, traktandiert. Ekas-Richtlinien dienen dem Bund zur einheitlichen Regulierung, und die Gefahr der Überregulierung ist gross, wenn immer mehr Fahrzeuge und Arbeiten davon erfasst werden. Es sieht nun danach aus, dass die Stapler-Richtlinie in eine Anhörung unter den betroffenen Arbeitgeberorganisationen, Arbeitnehmerorganisationen, Behörden und Fachorganisationen gelangen wird. Die betroffenen Branchen erhalten also Gelegenheit, die Ausbildung selber in die Hand zu nehmen, wenn sie dazu entschlossen sind – sonst wächst eben der Staat. ○



Politik

## Zwei Seelen

Als politisches Testament seiner 24-jährigen parlamentarischen Tätigkeit legt Andi Gross einen lesenswerten Band über die direkte Demokratie vor.

Von Oskar Freysinger

Es ist weniger ein kompakter Text, sondern mehr eine Sammlung von kürzeren Beiträgen, Kommentaren, Artikeln und Briefen, die der Ex-Nationalrat und Europarats-Parlamentarier während seiner langen politischen Karriere zwischen 1984 und 2015 verfasst hat. Dem Leser wird sofort klar, dass der Verfasser sein Sujet beherrscht. Er wird in die historischen Grundlagen der direkten Demokratie eingeführt und erlebt vergangene politische Episoden hautnah.

Der Vorteil dieses Kompendiums liegt darin, dass die Texte datiert sind und so der zeitverhaftete, subjektive Blickwinkel zum Ausdruck kommt. Dies verschafft dem Werk trotz des theoretischen Inhalts eine grosse Realitätsnähe. Zum Inhalt lässt sich sagen, dass jeder, der dem marxistischen Weltbild abhold ist, die Finger von dem Werk lassen sollte, ausser er findet Freude daran, seine eigene Weltanschauung damit zu konfrontieren. Andi Gross kann in diesem Werk gezwungenermassen keine objektive Distanz zur Thematik einhalten, weil dessen Inhalt Schritt für Schritt seinem langjährigen politischen Alltagskampf entspringt.

Was er immer wieder thematisiert, ist die Forderung nach einer Verfeinerung der direkten Demokratie. Gross verteidigt den Volkswillen, will ihn auf der einen Seite durch Instrumente wie das konstruktive Referendum, die Gesetzesinitiative, die Volksmotion oder das Verwaltungsreferendum verstärken, auf der anderen Seite fürchtet er eine «populistische» Manipulation, die er ausschliesslich im rechten Lager ortet und der er durch die Einführung einer Verfassungsgerichtsbarkeit Einhalt gebieten will. Einerseits verkündet er, dass nur jener frei sei, der «Gesetze befolgt, die er sich selber direkt oder indirekt gegeben hat», andererseits fürchtet er die «Diktatur der Mehrheit».

### Erhebliche Widersprüche

Immer wieder ist auch von einer notwendigen «Globalisierung der Demokratie» die Rede, die allein der «Globalisierung der Wirtschaft» Paroli bieten könne. Ersieht in der direkten Demokratie ein Menschenrecht und kein nationales Volksrecht und möchte im ganzen EU-Raum direktdemokratische Einrichtungen nach Schweizer Art einführen, weil er durchaus das antidemokratische Abdriften der EU einsieht, dem nur durch eine «Internationalisierung der direkten Demokratie» beigegeben werden könne.

Dabei sieht Gross den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) als höchste Autorität an und misst ihm die gleiche Bedeutung wie dem «zwingenden Völkerrecht» bei. Was er verhindern will, ist, dass «die Demokratie gegen die Menschenrechte ausgespielt wird». Dazu müsse auch eine «Entkommerzialisierung der Öffentlichkeit» zwecks Aufhebung des «Privilegs der Marktmächtigen» ins Auge gefasst werden, denn die direkte Demokratie drohe «vom Geld kolonialisiert zu werden».



Eine Art Zirkelschluss: Autor Gross.

Dabei missachtet er, dass eine ganze Anzahl von Initiativen (zwei Pädophileninitiativen, die Minarett-Initiative usw.) mit äusserst kargen Geldmitteln gewonnen wurden. Andi Gross schlägt auch thematische Grenzen vor, wie zum Beispiel jene, welche die Kunst betreffen, die einen Lebensbereich darstelle, aus dem sich die Politik – so schreibt er – «fernzuhalten hat». Zur Finanzierung des direktdemokratischen Betriebs sieht er einen «Demokratiefonds» vor, also eine staatliche Finanzierung des politischen Geschehens. Dies in etwa sind die grossen Linien seiner Argumentation, die man teilen kann oder nicht.

Erhebliche Widersprüche im Text ergeben sich dadurch, dass er einerseits den Ausdruck

des freien Volkswillens auf keinen Fall begrenzen will (wie z.B. durch Quoren oder die Erhöhung der Unterschriftenzahl), andererseits aber zahlreiche juristische Mechanismen vorschlägt, die ihn massiv einschränken (Erweiterung der Ungültigkeitsgründe von Volksinitiativen, Beurteilung durch das Bundesgericht, Erweiterung der bundesgerichtlichen Kompetenzen, Unterwerfung unter die Europäische Menschenrechtskonvention [EMRK]).

Er behauptet zwar, wer das Referendum fürchte, habe letztlich Angst vor den Menschen. Doch er hat selber Angst, weil er die «Tyrannei der Mehrheit» fürchtet und den Volkswillen einer übergeordneten (wenn möglich internationalen) juristischen Instanz unterwerfen will. Hinzu kommt, dass er sehr wohl die Demokratiedefizite des EU-Modells zugibt, aber trotzdem mehr EU und den EU-Beitritt der Schweiz fordert, als könne dies ohne empfindlichen Demokratieverlust geschehen. Aber, so Gross: «Dem Nationalstaat ergeht es heute wie dem Fussballkünstler in einer Telefonkabine – der Raum ist dort zu klein, um die Kunst zur Entfaltung zu bringen.» Pikant ist, dass die Schweiz ihn dadurch Lügen straft, dass sie einer der seltenen europäischen Staaten ist, welcher die Maastricht-Kriterien respektiert.

Störend ist in Andi Gross' Werk die systematische Abkanzlung der angeblichen Demokratiefeinde, der Rechtskonservativen, Kapitalisten, Nationalisten und vor allem der SVP-Wähler, in denen er verängstigte Menschen oder profitgierige Wirtschaftsbonzen sieht. Die möchte er über «Gutscheine für politische Bildung» oder in «kommunalen Demokratiehäusern» umerziehen. Dass eine so gestaltete, politisch korrekte Denkfabrik weder die von ihm bejubelte direkte Demokratie noch die freie Meinungsbildung respektiert, scheint ihn nicht zu stören. Noch weniger, dass er damit genau das macht, was er seinen Gegnern vorwirft, nämlich ein Feindbild aufbauen, das er darüber hinaus als Vorwand braucht, um die Tyrannei einiger erleuchteter Juristen zu rechtfertigen. Fazit: Hier ist ein Intellektueller am Werk, der in einer Art Zirkelschluss genau das zu verhindern versucht, was er zu verteidigen vorgibt: die freie demokratische Meinungsbildung. Ein Marxist, eben.

Andreas Gross: Die unvollendete Direkte Demokratie. 1984–2015: Texte zur Schweiz und darüber hinaus. Werd Weber. 384 S., Fr. 31.90

---

# Liebesgrüsse nach Moskau

---

Die Berufung von Yves Rossier zum neuen Botschafter in Russland macht alle glücklich – den Diplomaten, seinen Chef Didier Burkhalter, aber leider auch den Kreml. Dies ist kein Qualitätsausweis.  
Von Wolfgang Koydl

Der Abgesandte aus der Russischen Föderation machte aus seinem Herzen keine Mördergrube: Wie die Schweiz denn dazu komme, so ein «Mädchen» als nächste Botschafterin nach Moskau zu entsenden, wettete er beim Frühstück im noblen Berner Hotel «Bellevue Palace» gleich neben dem Bundeshaus. Unerfahren sei sie, und als Missionschefin im Kosovo stecke sie wahrscheinlich sowieso in der Tasche der Amerikaner. Überhaupt: So ein Wechsel vom balkanischen Zwergstaat in die Metropole einer Weltmacht komme einer Beleidigung gleich.

Bei dem Kritiker handelte es sich um Wladimir Gutenjow, einen vor wenigen Wochen mit grosser Mehrheit wiedergewählten russischen Duma-Abgeordneten aus der Partei von Kremlchef Wladimir Putin und zugleich Vorsitzender der schweizerisch-russischen Parlamentariergruppe in der russischen Volksvertretung. Das derart gerüffelte «Mädchen» war Krystyna Marty Lang, immerhin auch schon fünfzig Jahre alt, seit fünf Jahren Botschafterin der Eidgenossenschaft in der Republik Kosovo und zum Zeitpunkt des geschilderten Frühstücks bereits designierte Missionschefin in Moskau.

## Sticheleien als Kompliment

Von Anfang an stichelte, hetzte, polterte und protestierte Russland auf allen Kanälen und Ebenen gegen diese Ernennung – was durchaus als Kompliment für die Fähigkeiten der schweizerischen Diplomatin zu werten ist. Denn Marty Lang hat nicht nur umfangreiche Erfahrungen an schwierigen Einsatzorten gesammelt – unter anderem als stellvertretende Missionschefin in Peking und zuletzt als Botschafterin in der Republik Kosovo. Zuvor wirkte sie an der Botschaft in Usbekistan mit Zuständigkeit auch für die Nachbarstaaten Tadschikistan und Kirgisien. In Zentralasien aber regiert Moskau mit – und sieht sich genau an, durch wen fremde Mächte dort vertreten sind.

Auch sonst passte dem Kreml manches nicht an der Diplomatin. Mit Frauen als Missionschef haben einige der alten und altmodischen Herren im russischen Aussenministerium noch immer ihre Probleme. Schliesslich steckt dieses Aussenamt seine Diplomaten zu festlichen Anlässen noch immer in goldbetresste Uniformen wie zur Zeit des Wiener Kongresses. Das Stichwort Kosovo liess Moskaus Alarmglocken aus politischen Gründen klin-



«Yves – wer?»: Diplomat Rossier.

geln. Der Kreml betrachtet die Balkanrepublik als amerikanische Schöpfung – und nimmt gleichsam jeden in Sippenhaftung, der irgendwie mit dem Kosovo zu tun hat. Last, but not least sieht man es im Kreml lieber, wenn ausländische Botschafter vorher in einem «seriösen» Land gedient haben und nicht in einem unbekanntem Kleinstaat. Was man im konkreten Fall übersah: Wegen der hohen Zahl von Kosovaren im Land gehört die Botschaft in Pristina zu den wichtigsten Einsatzorten der Schweizer Diplomatie.

### Ober sticht Unter

Die Kritik des Kremls an der Diplomatin musste im EDA bekannt gewesen sein, auch wenn Departementssprecher Jean-Marc Crevoisier gegenüber der *Weltwoche* betonte, dass Russlands Aussenminister Sergei Lawrow diese Causa nie im Gespräch mit EDA-Vorsteher Didier Burkhalter erwähnt habe. Doch das musste er auch nicht. Es genügte vollauf, dass die Russen ihr Missfallen auf unteren Ebenen kundtaten.

Burkhalter befand sich in einer Zwickmühle. Die bereits in der Schweizer und der russischen Öffentlichkeit breit kommunizierte Ernennung Marty Langs zurückzuziehen, wäre als Zeichen des Einknickens gedeutet und denkbar schlecht aufgenommen worden. Zugleich wurden dem Aussenminister zu diesem Zeitpunkt aber noch Ambitionen auf das Amt des Uno-Generalsekretärs nachgesagt, und diesen Posten erhält man nicht gegen die Stim-

### Die Botschaft in Pristina gehört zu den wichtigsten Einsatzorten der Schweizer Diplomatie.

me Moskaus. Für Burkhalter stellte sich die russischste aller russischen Fragen, die bereits von Wladimir Lenin in einen Buchtitel gegossen wurde: Was tun?

Ein Ausweg aus dem Dilemma eröffnete sich aus heiterem Himmel, und dann auch noch im eigenen Departement. Im vergangenen August setzte der glücklose und vom Bundesrat als EU-Unterhändler entmachtete Staatssekretär Yves Rossier seinen Namen auf die interne EDA-Versatzungsliste. Er wollte ins Ausland, mit Vorliebe in die hochherrschaftliche, bonbontürkisfarbene Villa der Eidgenossenschaft in der Moskauer Serpowgasse.

Es war die perfekte Lösung, zwei Fliegen mit einer Klappe – und nur Gewinner: Burkhalters Protegé Rossier war standesgemäss versorgt, die lästige Irritation im Verhältnis zu Russland ausgeräumt und Moskau mit einem leibhaftigen Ex-Staatssekretär bedient anstatt mit einem «Mädchen aus Pristina».

Dumm lief es nur für das «Mädchen»: Krystyna Marty Lang hatte sich bereits intensiv auf die neue Aufgabe vorbereitet. Ja,

die Planungen seien schon sehr weit fortgeschritten gewesen, gab auch Crevoisier zu, ohne weitere Einzelheiten zu nennen. Dem Vernehmen nach stand aber bereits das Zügelunternehmen von Pristina nach Moskau vor der Tür.

«Ober sticht Unter» heisst es im Schafkopfen, einem beliebten bayerischen Kartenspiel, und daher wurde Rossier als Staatssekretär seiner Untergebenen Marty Lang bei der Moskauer Rochade vorgezogen. Glücklicherweise hatte sich die Diplomatin parallel zu Russland auch für den Posten der stellvertretenden Staatssekretärin beworben, und dieses Amt tritt sie nun an. Sie machte gute Miene zum bösen Personenspiel: Kurzfristige Änderungen gehörten nun mal zu ihrem Beruf, sagte sie.

Ende gut, alles gut? Vielleicht – wenn da nicht die Frage wäre, wie qualifiziert Rossier für seine neue Aufgabe eigentlich ist, die der scheidende Schweizer Moskau-Botschafter Pierre Helg einmal als «das interessanteste diplomatische Amt auf der Welt» charakterisierte. Schliesslich heisst es in den amtsinternen Besetzungsrichtlinien des EDA für Botschafter: «Ausschlaggebend sind letztlich die dienstlichen Bedürfnisse, damit die offenen Missionschefstellen mit dafür möglichst optimal qualifizierten Diplomatinen und Diplomaten besetzt werden können.»

### Die «beste mögliche Lösung»

Schon als Bundesrat Burkhalter seinen diplomatisch unbeleckten Schützling Rossier 2012 zum ranghöchsten Diplomaten des Landes beförderte, sorgte dies für Stirnrunzeln. Denn mit Ausnahme einer kurzen Stage im EDA in jungen Jahren hatte der als «selbsterhellend» und «arrogant» beschriebene Jurasier anschliessend in eher diplomatiefernen Bereichen wie Volkswirtschaft, Spielbanken und Sozialversicherung gewirkt. Und als Staatssekretär scheint er keinen bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben. Selbst in Brüssel, seinem wichtigsten Betätigungsfeld, muss man herumfragen, bevor man statt eines «Yves – wer?» ein kennendes Kopfnicken erntet.

EDA-Sprecher Crevoisier gibt zu, dass es «von aussen gesehen schwer sein kann», die Qualifikationen Rossiers zu erkennen. Er sei aber gleichwohl die «beste mögliche Lösung», denn Berns neuer Mann in Moskau kenne «die Situation in Russland bestens, er hat beste Kontakte in der russischen Diplomatie». Im Wesentlichen scheint es sich dabei um einen Mann zu handeln, Grigori Karasin, Staatssekretär im russischen Aussenministerium und somit sein Pendant. «In den letzten Jahren hat er sich jeweils einmal im Jahr mit ihm in Moskau getroffen», verteidigt Crevoisier seinen Vorgesetzten. Als Botschafter wird er ihn weniger häufig sehen – aus Gründen der Rangordnung. ○

## De Wecks Nebelwand

### Transparenz war noch nie eine Stärke des SRG-Generaldirektors.

Von René Zeller

Ins mediale Herbstloch platzte die Meldung, SRG-Generaldirektor Roger de Weck trete im Herbst 2017 von seiner Funktion zurück. Die *NZZ am Sonntag*, die sich auf «mehrere Verantwortungsträger in der SRG» berief, berichtete weiter, der Nachfolger stehe bereits auf der Matte: So gut wie gewählt sei Gilles Marchand, amtierender Direktor des Westschweizer Radios und Fernsehens (RTS).

Das ist eine wichtige Personalie, wenn man bedenkt, dass die SRG im Gegenwind steht («No Billag», Service public, Streit mit privaten Verlagshäusern). Interessant ist aber auch, wie die SRG auf die ans Licht gezerrten Mutmassungen über das Sessellücken reagierte. Roger de Weck habe Fragen zu seiner beruflichen Zukunft nicht beantwortet, schrieb das genannte Sonntagsblatt. Andere Leistungsträger aus der SRG-Teppichetage bemühten sich in der Folge, eine Nebelwand hochzuziehen – sinngemäss: Es liege nahe, dass die SRG Überlegungen zur Nachfolge von Generaldirektor de Weck anstelle, zumal dieser 2018 das Pensionierungsalter erreiche.

Wir Gebührenzahler reiben uns die Augen. Roger de Weck hält am laufenden Band Plädoyers für den Qualitätsjournalismus. Die SRG sei Garant für hochwertige Medienarbeit, sie müsse im Schweizerhaus auch dunkle Winkel ausleuchten, unbequem sein und bleiben. Doch was er einfordert, gilt offenbar nicht für das SRG-Haus.

### Wieso versteckt er sich?

Schon 1997, als Roger de Weck seinen Dienst als Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* quittierte, ging er temporär auf Tauchstation. Der Schreibende drang damals recherchéhalber nur bis zur Vorzimmerdame vor. Imperativ erklärte sie, die Tür zu de Wecks Schreibstube sei zugenagelt, ihr Chef habe zu seinem Abgang nichts zu sagen. Jetzt, da sich die Geschichte wiederholt, fragt man sich: Wieso versteckt sich Roger de Weck? Was soll man vom Verwaltungsrat einer öffentlich-rechtlichen Institution halten, falls dieser bedeutsame Personalfragen tatsächlich klammheimlich regelt? Wie will die SRG ihre Reputation als angeblich unentbehrlicher Hort des Qualitätsjournalismus stärken, wenn ihre gebührenfinanzierten Spitzenfunktionäre in eigener Sache die Intransparenz hochleben lassen?

Wer Wein predigt, sollte nicht Wasser trinken. Sonst macht er sich entbehrlich.

# Herrin der Unterwelt

Die Ratte frisst unsere Abfälle, raubt dem Bauer die Ernte und überträgt tödliche Krankheiten. Als Laborratte bringt sie aber auch medizinischen Nutzen. Und sie ist von hoher Intelligenz.

Von Herbert Cerutti

Wer eine Ratte sieht, findet das Tier meist ekelhaft. Das flinke Huschen, die schwarzen Knopfaugen, der lange, nackte Schwanz wirken bedrohlich. Ratten gelten fast überall auf der Welt als schmutzig, widerlich und bössartig, kurzum als Teufelsbrut. Wir erinnern uns an die Ratten als Landplage früherer Zeiten und sehen die Nager heute vorwiegend als Slumbewohner in unterentwickelten Ländern. Die Wahrheit sieht anders aus. Auch in der modernen Grossstadt hausen Abertausende von Ratten.

In Zürich leben die Tiere dort, wo sie die nötige Tagesration von etwa fünfzig Milliliter Trinkwasser finden: entlang den Flussufern und am Zürichsee und vor allem im tausend Kilometer langen städtischen Abwassernetz. Im feuchten Untergrund sind sie von Feinden ungestört, und die in grossen Mengen per Spültrog oder WC in die Kanalisation geschwemmten Speiseresten sind ein gefundenes Fressen. Zuweilen finden die Ratten auch den Weg durch den Ablauf bis ins häusliche WC und erschrecken Leute, die ahnungslos den Deckel heben. Zürich hat insofern einen topografischen Bonus, als das Gelände auf der Zürichbergseite und in Richtung Üetliberg ansteigt. Fällt starker Regen, tosen in den steilen Abschnitten der Kanalisation wahre Wildbäche, die selbst die tüchtigste Ratte mitreissen und als Kadaver in die Kläranlage schwimmen. Als sichere Rückzugsgebiete bleiben die flachen Zürcher Quartiere und vor allem die seitlichen Abwasserrohre, die von den Liegenschaften in die Kanalisation führen.

Die im städtischen Untergrund lebenden Ratten gehören zur Spezies Wanderratte (*Rattus norvegicus*). Diese braungraue Ratte stammt aus Nordchina und der Mongolei, wo sie in der Steppe noch heute in Erdbauten lebt. Als Begleiter der Karawanen kam sie im 16. Jahrhundert über die Seidenstrasse nach Europa, eroberte als Schiffspassagier alle europäischen Häfen und überwand im 18. Jahrhundert schliesslich auch Ärmelkanal und Atlantik. Die Stadt Zürich erreichte die Wanderratte um 1850 – nur wenige Jahre bevor das neue Kanalisationsnetz den idealen Lebensraum schuf. Seinen weltweiten Siegeszug verdankt der Nager den hervorragenden körperlichen Fähigkeiten. Er schwimmt tagelang und erreicht deshalb auch ohne Schiffsverkehr nahe Inseln. Er kann sich metertief in die Erde graben. Mit dem extrem beweglichen Körper zwängt sich das bis zu 500 Gramm schwere

Tier selbst noch durch eine zwölf Millimeter schmale Ritze.

## Knabbern an zarter Kinderhaut

Geradezu fürchterlich ist das Gebiss. Ober- und Unterkiefer tragen je ein Paar Schneidezähne, die lebenslang wachsen und sich dank dicker Schmelzschicht auf der Vorderseite beim Abnutzen wie ein Meissel laufend nachschärfen. Damit bewältigt die Ratte Holz, PVC, Backstein und auf der Suche nach Wasser auch Metallrohre. Im Kabelschacht nagt sie sich durch die Isolation der elektrischen Leitungen, was zu Stromausfällen und Bränden führen kann. In Hamburg haben Ratten sogar einmal die U-Bahn lahmgelegt. Die Wanderratte lebt in der Stadt von Abfällen, auf dem Feld von Getreide. Sie erbeutet Vögel, Fische, Mäuse und junge Kaninchen. Ratten sind sogar im Kinderbett gefunden worden, wo sie an der zarten Haut der Kleinen knabbern.

Bereits seit der Römerzeit in Europa heimisch ist die Hausratte (*Rattus rattus*). Sie ist kleiner und schlanker als die Wanderratte, hat eine spitzere Schnauze und grössere Ohren und trägt ein fast schwarzes Fell. Die Hausratte stammt aus Südostasien, wo sie in der Natur auf Bäumen lebt. Sie gräbt und schwimmt nicht gern, liebt trockene, warme Orte und ist ein noch besserer Kletterer als die Wanderratte. Bevorzugter Lebensraum der Hausratte sind deshalb Getreidespeicher und Dachböden, wo sie sich an den Vorräten gütlich tut. Da sie ebenfalls die Vorratskammer im Schiffsbauch schätzt, hat auch sie die Welt als blinder Passagier erobert. Die Hausratte okkupiert also die oberen Gefilde der menschlichen Behausungen; die Wanderratte ist Herrin der Unterwelt. Trotz unterschiedlichem Lebensraum ist in Europa die Hausratte mittlerweile von der Wanderratte verdrängt worden. Dies vor allem, weil heute im Dachstock kaum noch Nahrung gelagert wird und die bessere Bauweise der Häuser den Nagern das Eindringen erschwert.

## Gefräßig und krankmachend

Hausratte und Wanderratte sind nur zwei Vertreter einer Vielzahl von Rattenarten. So richten in Indien und Südostasien Millionen von Bandikutratten in den Reisfeldern und Teegärten enorme Schäden an. Auf Java räumen Ratten ganze Zuckerrohrfelder leer; in Nordafrika holen sie die Datteln von den Palmen. Urin und Kot machen noch ein Mehrfaches der gefressenen Mengen unbrauchbar. So gehen

weltweit Jahr für Jahr schätzungsweise vierzig Millionen Tonnen Nahrungsmittel verloren.

Die Ratten fressen dem Menschen nicht nur die Nahrung weg; sie machen ihn auch krank. Bei ihren Streifzügen durch die Kanalisation, durch Abfalleimer und Kompostplätze kommt die Ratte mit Krankheitskeimen in Berührung, die sie verschleppt. Es waren im 14. Jahrhundert die Hausratten, die mit ihren Flöhen die Pestbakterien übertrugen, was ein Viertel der europäischen Bevölkerung dahinraffte. In Europa sind bei Ratten um die dreissig Krankheitserreger bekannt wie Salmonellen, Toxoplasmen und Borrelien. Da der Mensch selten direkt mit Ratten in Berührung kommt, sind es vor allem durch Urin und Kot verunreinigte Gegenstände oder Lebensmittel sowie der Kontakt mit konta-

*Ratten helfen wacker mit.*



miniertem Wasser, die schliesslich zur Infektion führen. Auch heute noch flackern in Südamerika, in Afrika und selbst in den USA immer wieder Pestepidemien auf. Ratten verbreiten in neuerer Zeit zudem Virusinfektionen, die sich im Gegensatz zur Pest nicht mit Antibiotika bekämpfen lassen. So verursachen Hantaviren, Ebolaviren und die Erreger des Lassafebers lebensbedrohende innere Blutungen.

Es ist wenig verwunderlich, dass der Mensch schon früh versuchte, der Rattenplage Herr zu werden. Rattenbekämpfung ist aber alles andere als einfach. Die Tiere aufzuspüren und direkt zu erlegen, ist extrem schwierig. Sie verfügen über ein ausgezeichnetes Gehör, mit dem sie Geräusche genau orten können. Ein Gedächtnis für Muskelbewegungen lässt sie einen absolvierten Weg später blind und fehlerfrei wiederholen, was für die schnelle Flucht von grossem Vorteil ist.

Bleibt als Hoffnung das Rattengift. Mit Zinkphosphid, Thalliumsulfat, Arsenik und Strychnin vergiftetes Futter galt lange Zeit als geeignete Waffe. Diese Gifte bringen jedoch auch Haustiere und Menschen um, was einen breiten Einsatz problematisch macht. Ausser-

dem lässt der hervorragende Geruchs- und Geschmackssinn die Ratten Fremdstoffe selbst in millionenfacher Verdünnung noch wahrnehmen. Finden Ratten an einem vertrauten Ort eine fremde Nahrungsquelle, naschen sie erst eine winzige Portion. Geht es ihnen nachher nicht gut, meiden sie die verdächtige Nahrung und würden eher verhungern, als nochmals vom Köder zu fressen.

Trotz der Scheu vor Unbekanntem muss sich die Ratte in neuer Umgebung rasch zurechtfinden. Laborexperimente haben gezeigt, dass Ratten schon nach kurzem Training auf der Suche nach verstecktem Futter bis zu sechs nebeneinander liegende Tunnelleingänge vorwärts und rückwärts abzählen können. Und beim Erkunden eines neuen Raumes kreieren sie umgehend eine geistige Landkarte und finden nach einem ersten freien Explorieren nachher auf direktem Weg zu den interessanten Punkten zurück. Die angeborene Vorsicht vor unbekanntem Futter darf die Ratte aber nicht davon abhalten, möglichst intensiv neues Fressen zu nutzen. Dabei setzt das intelligente Tier auch soziales Lernen ein: Die Ratten pflegen mit ihren Nestgenossen engen Kontakt und beschnuppern sich gegen-

seitig immer wieder die Schnauze. Nehmen sie einen Duft wahr, den ein anderes Tier von einer neuen Nahrung heimgebracht hat, beobachten sie, ob der Nestgenosse ein krankhaftes Verhalten zeigt. Bleibt der Kollege jedoch munter, folgen sie dem Vorkoster umgehend zum Schmaus.

Die Ratten geben ihre Erfahrungen sogar über Generationen weiter. Meiden Eltern eine als unbekömmlich erkannte Nahrung, essen auch die Kinder nicht davon. Und hat der Nachwuchs später ebenfalls Junge, übernimmt die neue Generation die tradierte Abneigung. So entsteht eine kulturelle Überlieferung, wie sie im Tierreich höchstens noch bei den Menschenaffen zu beobachten ist. Es ist nicht zuletzt solche intelligente Tüchtigkeit, die den Ratten den globalen Siegeszug ermöglichte.

### Wie Zürich die Ratten bekämpft

Will man Ratten effizient mit Gift bekämpfen, muss man die ausgeprägte Köderscheu überlisten. Dazu kommen heute Cumarine zum Einsatz. Diese Gifte hemmen die Blutgerinnung, was die Tiere schliesslich innerlich verbluten lässt. Da solches Gift nur schleichend und erst nach mehrmaliger Aufnahme wirkt, verbinden die Ratten ihr langsames Krankwerden nicht mit der Nahrung und entwickeln deshalb keine Köderscheu.

In der Stadt Zürich waren früher ganzjährig zwei Arbeiter damit beschäftigt, am Grund der 600 Kanalisationsschächte Giftköder zu platzieren. 1994 hat man diese aufwendige Praxis aufgegeben. Das Rattenproblem hat sich seither trotzdem nicht verschärft, denn solange die Viecher im Untergrund bleiben, stören sie die Gesellschaft nicht. Umso intensiver bekämpft der Umwelt- und Gesundheitsschutz Zürich die Ratten an der Oberfläche. So wird an den Uferzonen rund um das Seebecken, am Schanzengraben, entlang der Sihl und der Limmat nach frischen Löchern im Gras und in den Blumenrabbatten gesucht. In diese Eingänge in ein Rattenest werden vergiftete Getreidekörner gestreut. Zum Problem werden vor allem Orte, wo Picknickreste liegen oder wo «Taubenfreunde» ihre Lieblinge grosszügig füttern. Liesse man eine Rattenfamilie ungestört leben, würde sie innert Monaten zu einer hundertköpfigen Schar.

So garstig die Bilanz der Rattenexistenz für den Menschen auch sein mag, muss doch fairerweise auch ein nützlicher Aspekt erwähnt werden: Um 1900 begannen Wissenschaftler mit einem Stamm von Albinos der Wanderratte zu experimentieren. Aus diesen Urahnen der weissen Laborratten sind mittlerweile Millionen von Individuen mit den verschiedensten genetischen Spielarten gezüchtet worden. Sie helfen jetzt wacker mit, die zahllosen Defekte des Homo sapiens zu entschlüsseln und hoffentlich zu kurieren.

Herbert Cerutti ist Wissenschaftspublizist; er lebt in Maseltrangen SG.



# Das süsse Leben

Zucker hat in den letzten Jahren erbitterte gesundheitspolitische Debatten ausgelöst. Ist er wirklich so schlecht wie sein Ruf?

Von Claudia Schumacher

«Stampf die Autoren dieses Buchs bitte für mich in den Boden!», sagte meine Cousine entschieden, rechts ihren kleinen Sohn auf der Hüfte, links ein Buch in der Hand, das sie mir gegen die Brust drückte, Titel: «Zucker – der heimliche Killer». Es handelte sich um ein Buch des Gesundheitsratgeber-Verlags GU, darauf das Bild einer Pistole aus weissem Zucker und der Hinweis: «Mit dem 4-Schritte-Entwöhnungsprogramm raus aus der Zuckersucht.»

Nun darf man als Journalistin nicht einfach machen, was die Verwandtschaft will. Also: den Bestseller lesen, Meinung bilden – und siehe da, es war recht spannend. Wussten Sie, dass Süsse der «Sicherheitsgeschmack der Evolution» ist, da es kaum ein süsses, in der Natur vorkommendes Lebensmittel gibt, das giftig ist? Und dass wir Europäer ebenso wie die weissen Amerikaner wegen einer bestimmten Genvariante noch schneller dick werden, wenn wir Zucker essen, als Afrikaner und Asiaten? Oder war Ihnen bewusst, dass selbst lösliche Kaffeemischungen fast zur Hälfte aus Zucker bestehen? Die günstige Süsse aus der Rübe wird von der Nahrungsmittelindustrie auch überall dort beigemischt, wo wir sie nicht vermuten. Dann schmeckt selbst schlechte Ware noch nach etwas. Auf diesem Weg werden wir als Gesellschaft jedoch immer dicker – und der Einzelne weiss oft gar nicht, warum.

## Politiker bekämpfen den Zucker

Der moralinsaure Unterton des Buchs brachte mich allerdings auch zum Lachen: Gemäss den Autoren müsse «ein hoher Obstkonsum abends» einen bereits «hellhörig» machen, wenn man sich selbstkritisch hinterfrage, wie schlimm die eigene Zuckersucht sei. Was wird das Fortsetzungswerk von «Zucker – der heimliche Killer»? Vielleicht «Äpfel – die rosa-wangigen Schlächter»?

Gesundheitsdebatten gibt es in den letzten Jahren immer mehr. Und sie werden zunehmend laut und hysterisch geführt. Heute gilt Sitzen bereits als das neue Rauchen, wer noch Fleisch isst, hat kein Bewusstsein für das Wohlergehen der Menschheit, und Zucker ist das neue Kokain. «Tatsächlich hat das Genussmittel Zucker einiges mit Drogen wie Alkohol oder Kokain gemein», steht im GU-Ratgeber. Obst gilt aufgrund seines hohen Zuckergehalts als weniger gesund als Gemüse, das zudem weniger Säure hat, welche die Zähne angreift. Früher hiess es, man solle als Zwischenmahlzeit

statt zu einem Snickers zu einem gesunden Stück Obst greifen. Jetzt ist selbst das bedenklich? Wenn das so weitergeht, gibt es bald Gesundheitsratgeber mit einem Bild von Menschen, in Krankbetten an Schläuchen hängend, dazu der beängstigende Titel: «Gemüse, das neue Obst. Tod aus dem Bio-Beet!» O Schreck, o Graus, dann können wir auch kein Gemüse mehr essen. Was bleibt dann? Fleisch soll nicht gesund sein, Gluten auch nicht, Obst nicht, und wenn dann selbst das Gemüse als Killer entlarvt wurde, bleibt uns: nichts zu essen – fröhliches Sterben!

Politisch wird gegen den Zucker in vielen Ländern vorgegangen. In New York versuchte der damalige Bürgermeister Bloomberg 2013 den Verkauf grosser Süssgetränke-Becher zu verbieten. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und die EU wollen den Konsum von Zucker in der Bevölkerung aktiv senken. In der Schweiz will Gesundheitsminister Alain Berset den Zuckergehalt in Cornflakes verringern.

«Die Gesundheitsdebatten rund um den Zucker sind natürlich schlecht für uns», sagt Guido Stäger, Chef der Schweizer Zucker AG. «Sie beeinflussen nicht nur den direkten Verkauf von Schweizer Zucker im Supermarktregal negativ, sondern üben auch Druck auf unsere Abnehmer in der verarbeitenden Industrie aus.» Die Zuckerrübenbauern, ein hochsubventioniertes Völkchen in der Schweiz, satteln ganz um oder bauen zusätzlich Kartoffeln an.

Der Ursprung des Übels namens Zucker liegt irgendwo auf den pazifischen Inselgrup-

## Heute gilt Sitzen bereits als das neue Rauchen, und Zucker ist das neue Kokain.

pen Melanesiens. Bereits vor 15 000 Jahren sollen Insulaner dort Zuckerrohr als Pausensnack mit in ihr Kanu genommen haben, wenn sie eine längere Tour vor sich hatten – ein sinnvoller, praktischer Energiekick bei starkem Körperinsatz. In der abendländischen Antike und bis ins 18. Jahrhundert hinein wurde Zucker als Arznei eingesetzt. Man glaubte, dass er, vermischt mit Wasser, Milch oder Kräutern, eine heilende Wirkung bei kleineren Krankheiten wie Fieber, Husten oder Durchfall habe. Um 600 nach Christus wurde der erste Grundstein für die spätere industrielle Herstellung von Zucker gelegt: Die Perser entdeckten die



«Sicherheitsgeschmack der Evolution.»

Kristallisation. Im Zuckerrohr war der damals noch kostbare Zucker schnell verderblich. Herausgelöst und in Kristallform war er jedoch lange haltbar. Man konnte ihn gut transportieren – und mit ihm handeln. Lange Zeit blieb Zucker jedoch ein knappes Gut, die Bevölkerung süsste mit dem damals billigeren Honig.

Auf die Entdeckung Amerikas folgte der erste Schritt in Richtung Massenproduktion. Die Europäer waren auf den Geschmack gekommen: Zucker im Tee, im Kakao, im Kaffee und im Kuchen. Durch Zuckerhandel entstand auch Menschenhandel: Sklaven wurden zur Gewinnung des weissen Goldes eingesetzt.

Schliesslich war es der deutsche Chemiker Andreas Sigismund Marggraf, der 1747 entdeckte, dass man Zucker statt aus dem exotischen Zuckerrohr auch aus der gemeinen Runkelrübe gewinnen konnte, welche bisher nur als Tierfutter gedient hatte. 1801 wurde



auf dem niederschlesischen Gut Cunern die erste Rübenzuckerfabrik der Welt gegründet – und Zucker wandelte sich vom weissen Gold zum normalen Haushaltsprodukt.

### Überteuerte Ersatzstoffe

Zucker hat seine Vorteile. Und seine Nachteile. Er ist ein sehr schneller Energielieferant. Das hat auch meine Cousine begriffen, nachdem sie im letzten Jahr Zwillinge geboren hatte. Zwillinge, die zu früh kamen, häufig krank waren und viel weinten. Selbstverständlich abwechselnd und ohne Rücksicht auf den Stand der Sonne. Nach wenigen Wochen litt meine Cousine unter Stress, enormem Schlafmangel – und Energielosigkeit. In der Folge schlich sich ein regelmässiger Konsum von Nutella-Brotten, Eiscreme, Red Bull und Fertigpizza ein – allesamt Nahrungsmittel mit hohem Zuckergehalt. Das war mehr als verständlich:

Sie war erschöpft und brauchte Aufmunterung und Stärkung. Und Zucker liefert nicht nur schnell Power, sondern regt auch die Gehirnregionen an, welche für Belohnung, Motivation und Wohlgefühle zuständig sind.

Das geht dann eine Weile gut. Bald machen sich aber die Folgen einer unausgewogenen Ernährung bemerkbar. Nach jeder süssen Mahlzeit steigt der Blutzuckerspiegel schnell an. Die Folge ist eine hohe Insulinausschüttung – und schon bald wieder ein Loch im Magen, das eigentlich völlig unberechtigt ist, denn der Körper hat bereits Energie erhalten, meistens sogar zu viel davon. So legt man durch viel Süsses Gewicht zu – und fühlt sich trotzdem ständig hungrig und schlapp. Meine Cousine begriff, dass da etwas suboptimal lief, und kaufte den Ratgeber über den mörderischen Zucker – nur um über eine der grössten Frechheiten in ihrem bisherigen Hausfrauendaseins zu stolpern:

«Die erzählen im Kapitel «Gesunde Zuckervielfalt» etwas vom Zuckerersatzstoff Xylose. Also will ich den kaufen. Und jetzt kostet der 40 Franken pro Kilo! Sind die verrückt?»

Ja, welch ein Spass. Kuchenbacken für die ganze Familie mit einem kalorienarmen, gluten- und laktosefreien Süsstoff, der vierzigmal so viel kostet wie Zucker (übrigens ebenfalls gluten- und laktosefrei)! Mit solchen Vorschlägen verhöhnt man jede mittelständische Familie, die mehrere Kinder hat. Ja, es stimmt: Von zu viel Zucker kann man nicht nur dick werden, sondern auch krank. Das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Leberschäden und Diabetes steigt. Ein dauerhaft

---

### Süsstoffe sorgen dafür, dass der eigene Kalorienumsatz sinkt – und der Hunger auf Süsses steigt.

---

überzuckerter Lebensstil ist krebserregend und senkt die Lebenserwartung. Aber ist dies das Problem des Zuckers?

Die kleinen Kinder meiner Cousine sind aus dem Ärgsten raus. Sie isst jetzt wieder normal, wie sie es gelernt hat: einfach ausgewogen. Sie hat keinen teuren Zuckerersatzstoff gebraucht, um wieder ihre alte, schlanke Figur zurückzuerlangen, das ging auch mit ihrem nun wieder ausgeschlafenen, gesunden Menschenverstand und einem Mehr an Bewegung. Alles recht banal und machbar.

Ausserdem ist das Problem mit den Zuckerersatzstoffen, von denen alle paar Wochen ein weiterer aus dem Boden ploppt, dass die meisten relativ neu sind und wissenschaftlich noch nicht geklärt ist, ob sie krebserregend sind oder Ähnliches. Offenbar machen sie aber auf Dauer dick: So wurde 2004 an der Purdue-Universität in Indiana in einem Versuch mit Ratten festgestellt, dass diese Gewicht zulegen, wenn sie Süsstoff essen. Sie begannen unkontrolliert in sich hineinzufuttern. Auch bei Menschen sorgen Süsstoffe auf lange Sicht dafür, dass der eigene Kalorienumsatz sinkt und gleichzeitig der Hunger auf Süsses steigt.

Also sind wir eigentlich auch 2016 nicht viel weiter als Paracelsus im 16. Jahrhundert: «Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift. Allein die Dosis macht, dass ein Gift kein Gift ist.» Von der seelischen Pein, an seinem Geburtstag Möhrchen zu knabbern statt Kuchen zu essen, wurde wohl noch kein Mensch gesünder. Zucker ist kein Grundnahrungsmittel. Wir müssten gar keinen Zucker essen, denn der Körper kann die Energie auch aus komplexen Kohlehydraten wie Vollkornprodukten gewinnen. Dabei macht es keinen Unterschied, ob man mit Zucker, Honig oder Fruchtzucker süsst: Wer viel davon isst, tut sich keinen Gefallen. Aber ein bisschen süss darf das Leben sein: Die WHO empfiehlt sechs Teelöffel Zucker am Tag. ○

# «Misstrauen ist die neue Ideologie»

In seinem Buch «Die Abwicklung» beschreibt der US-Schriftsteller und Journalist George Packer ein Land im Sinkflug. Amerikas Institutionen und Moral seien in Auflösung. Das Volk taumele zwischen Rage und Apathie. Bringt die Präsidentenwahl die Wende? *Von Urs Gehrig*

Selten trifft ein Autor die Stimmung eines Landes so präzise wie George Packer in seinem Buch «Die Abwicklung». Im preisgekrönten Bestseller beschreibt er den langsamen Zerfallsprozess der USA anhand von realen Figuren, wobei Kapitel um Kapitel ein Sittenbild vom heutigen Amerika entsteht. Kritiker sehen Packers Werk als modernes Exemplar der «Great American Novel» und stellen ihn in eine Reihe mit Fitzgerald, Steinbeck oder Roth (siehe Artikel auf Seite 54).

Wir treffen ihn im «Hungry Ghost Coffee Bar & Café» in Brooklyn, New York. Federnd schreitet er durch die Tür. Braunes Hemd, Ärmel hochgerollt, das ausgedünnte Haar aufgeweht, erinnert er an James Dean auf einem Ölfeld in «Giganten». In Packers Wohnquartier weht Urban Chic, wenige Strassenzüge dahinter verlottern Häuser und Metrostation. Vor kurzem rammte in Hoboken ein Regionalzug in eine Station, es gab einen Toten und über hundert Verletzte. Die Zeitungen hier sind voll von solchen Nachrichten. Sie erinnern täglich an Packers Sujet aus «Die Abwicklung».

**George Packer, ist der Hoboken-Crash ein typisches Exempel für den Zerfallsprozess, den Sie beschreiben?**

Es gibt Zugangslücke überall in der Welt, aber es ist kein Geheimnis, dass in den USA die Infrastruktur zerfällt. Sobald Sie in diesem Land ankommen, sehen Sie es. La Guardia ist ein Dritte-Welt-Flughafen. Donald Trump hat recht, wenn er diese Missstände anprangert. Unsere Strassen sind in kümmerlicher Verfassung. Unser Internet ist voller Löcher. Unsere Zuglinien sind veraltet, man fühlt sich zurückversetzt ins 19. Jahrhundert. Obama wollte mit seinem ersten Stimulus 2009 einen Hochgeschwindigkeitszug finanzieren. Er offerierte Bundesgeld für einige Gliedstaaten wie Florida, Ohio und Wisconsin, aber die Gouverneure dort sagten: «Nein, wir wollen das nicht.»

**Sie wollten kein Geld aus der Bundeskasse.**

Sie wollten nicht, dass sich die Zentralregierung einschaltet. Sie trauen Washington nicht.

**Das ist ein Symptom der «Abwicklung», des Leitthemas Ihres Buches.**

Das Misstrauen gegenüber Washington ist zu einer Ideologie geworden. Sie hat mit Ronald Reagan begonnen, der sagte: «Die Regierung ist nicht die Lösung des Pro-

blems, die Regierung ist das Problem.»

**Ein Schlüsselsatz des letzten Jahrhunderts.**

Reagans Satz prägt seit dreissig Jahren die Politik. Und wenn man etwas dauernd wiederholt, wird es wahr. Du machst die Regierung unfähig, Dinge zu erreichen. Du findest keine guten Leute mehr, die sich einsetzen. Es entsteht eine Vetternwirtschaft voller inkompetenter Leute. Wenn du aufhörst, in der Regierung ein öffentliches Gut zu sehen, wirst du sie letztlich zerstören.

**Wann haben Sie die ersten Symptome der Zersetzung registriert?**

2008. Ich hatte über den Krieg im Irak berichtet und darüber ein Buch – «The Assassins' Gate» – geschrieben. Ich sah den Irakkrieg als Scheitern von einzelnen Führungspersönlichkeiten. Mit der Zeit sah ich, wie ganze Institutionen nicht mehr richtig funktionierten. Das Militär, die Geheimdienste, die Medien. Ich kehrte nach Hause zurück, um über die Wahlen zu schreiben. Es war sehr aufregend, was passierte. Viele spürten, dass etwas Neues kommen würde. Nicht bloss Barack Obama, sondern eine ganze neue Generation. Gleichzeitig fiel das Land auseinander. Die Banken, die Autoindustrie, überall, wo man hinblickte, war Zerfall. Institutionen, auf die du immer gezählt hattest, waren im Auflösungsprozess, wie die Bank of America oder General Motors. Es war, als ob sich der Boden unter den Füßen bewegte und nichts mehr Halt gäbe.

**Seit George Washington gibt es immer wieder Zyklen von Wirtschafts- und Finanzkrisen. Was Sie über das Amerika von heute schreiben, ist das nicht einfach ein weiterer Zyklus und nichts mehr?**

Unser Land erlebt diese Zyklen, einige waren intensiv. Der Bürgerkrieg war die grösste «Abwicklung» in unserer Geschichte mit einer halben Million Toten. Dagegen ist die heutige Situation nichts im Vergleich, obwohl es manchmal so scheint, als befänden wir uns in einem Bürgerkrieg. Es gab allerdings eine Phase vom Zweiten Weltkrieg bis Ende der siebziger Jahre, in welcher es keine Finanzkrise gab. Es gab eine parteiübergreifende Kooperation in Washington, beide Parteien arbeiteten zusammen, selbst wenn sie sich politisch spinnefeind waren. Und es gab diese Institutionen, die errichtet wurden, um die Mittelklassedemokratie zu stützen: Banken, Zeitungen, CBS-TV-Nachrich-

ten, Wohnungsbauprogramme. Im Ausland gab es die Nato und die Uno und Bretton Woods und die Weltbank. Es war eine umfassende Infrastruktur, auf die die Leute zählten, auch wenn sie sie oft kritisierten. Sie schuf die Möglichkeit, ein ordentliches Leben zu führen, selbst wenn du kein Promi oder Millionär warst. Diese Stabilität beruhte auf einem Gesellschaftsvertrag. Und der geriet aus den Fugen – durch Gier, Lug und Betrug.

**Gier, Lug und Betrug sind urmenschliche Eigenschaften. Weshalb sollten sie auf einmal eine so zerstörerische Wirkung haben?**

Die egoistischen Triebe wurden lange durch Mässigung und Zurückhaltung in Schach gehalten. Jeder Einzelne sagte

sich: «Ich versuche nicht, alles zu bekommen, ich zerstöre nicht die andere Firma oder die Gewerkschaft oder meinen Gegner oder die andere Partei oder den Präsidenten.» Es war eine Art Zurückhaltung, die das Gemeinwohl und das nationale Interesse über alles setzte und die auf einer langfristigen Perspektive aufgebaut war. Das mag romantisch klingen, denn Leute ändern sich nicht grundsätzlich, aber diese Institutionen funktionierten. Dann liessen wir sie verlottern, wie die Strassen und Brücken.

**Und das ausgerechnet unter Barack Obama? Die ganze Welt hatte doch erwartet, mit ihm würde Amerika neu geboren.**

Nun, es stellte sich heraus, dass Obama nicht der Mann ist, als welcher er vielen erschienen war. Im Wahlkampf trat er als überlebensgrosse Figur auf, schon fast als Messias. Millionen hingen an seinen Lippen. Aber er mag die Massen nicht. Überhaupt mag er die meisten Leute nicht. Er hält sich am liebsten bei der Familie und ein paar engen Freunden auf. Er ist sehr rational, sehr überlegt, moderat und vorsichtig. Kein Churchill und auch kein Roosevelt.

**«Es stellte sich heraus, dass Obama nicht der Mann ist, als der er vielen erschienen war.»**

**Er ist auch kein Clinton, der trotz diverser Fehlleistungen das Volk erwärmen konnte. Was hatte Clinton, das Obama fehlt?**

Clinton war ein grossartiger, gewitzter Politiker. Obama ist das nicht. Er ist ein klu-





«Blitzkrieg in Washington»: Autor Packer, 56, in seinem Revier in Brooklyn.

ger Kopf. Nach seinem Abgang in Washington wird er ein grossartiges Buch schreiben. Ich kann es kaum erwarten, es zu lesen. Bill Clintons Memoiren interessierten mich nicht. Ganz zu schweigen von Hillary Clintons Büchern. Keine Seite von ihr hätte ich je lesen wollen.

**Bevor wir diesem Zersetzungsprozess, den Sie beschreiben, auf den Grund gehen, eine kurze Frage zum Stil Ihres Romans. Ist «Die Abwicklung» überhaupt ein Roman?**

Nein. Es ist ein Sachbuch. Es gibt kein einziges erfundenes Detail darin. Das ist mir sehr wichtig, denn ich kann es nicht leiden, wenn Autoren Fakten und Fiktion vermischen. Bei Form und Stil liess ich mich jedoch von Romanen inspirieren.

**Form und Schreibstil erinnern an John Dos Passos' USA-Trilogie aus den 1930er Jahren. Wie er wechseln Sie längere Beschreibungen der Zentralfiguren – eines Tabakfarmers aus North Carolina, einer Fabrikarbeiterin aus Ohio und eines Lobbyisten**

**aus Washington – ab mit Kurzporträts bekannter Persönlichkeiten. War Dos Passos eine Leitfigur bei der Niederschrift?**

Ich suchte verzweifelt nach einer Struktur für mein Buch. Über zweieinhalb Jahre habe ich für den *New Yorker* aus dem ganzen Land berichtet. Aber ich wusste nicht, wie ich die Reportagen in einem Buch zusammenstellen sollte. Meine Frau erinnerte mich: «Hast du nicht vor Jahren einmal gesagt, dass du in Dos Passos ein grosses Vorbild siehst?» Sie hatte recht. Ich untersuchte seine Technik. Dos Passos bringt Ordnung in die Vielfalt seiner Fragmente, indem er sie durch die Zeit bewegt, bei einer Figur verweilt, dann zur nächsten wechselt, dann zu einer bekannten Persönlichkeit springt. Ich realisierte, dass dies genau zu meinem Stoff passte. Also wob ich Celebrities in die Geschichten meiner Hauptfiguren ein.

**Prominente wie Jay-Z, Colin Powell, Talkmasterin Oprah Winfrey, Walmart-Gründer Sam Walton oder Vizepräsident Joe Biden.**

Celebrities sind sehr wichtig für unsere Zeit. Es geht darum, was die Leute an der Spitze mit den Menschen unten tun. Dos Passos' Stil gab mir extreme Freiheit. Als ich den Stil im Griff hatte, lief alles wie am Schnürchen. Ich schrieb das Buch in neun Monaten nieder.

**«Die Abwicklung» wird von Kritikern als neue Version der «Great American Novel» gepriesen und in einer Reihe mit Werken von Fitzgerald, Steinbeck, Updike, Roth oder Ford genannt. War es Ihr Ziel, in dieser obersten Liga zu spielen?**

Das ist ein Lob jenseits meines Verdienstes. Ich weiss nicht, ob unsere Romane heute ehrgeizig genug sind. Der Roman war lange Zeit das Zentrum der amerikanischen Schriftstellerei, aber Fiktion erlebte einen Rückschlag in diesem Land. Das Sachbuch feiert ein goldenes Zeitalter. Es begann mit 9/11. Plötzlich hatten die Leute ein enormes Bedürfnis, die Welt zu verstehen, wie sie ist. Wir erwachten wie aus einem Traum. «Mein Gott, was ist uns geschehen, was läuft da draussen ab?»

**Greifen wir eine Ihrer Schlüsselfiguren heraus: Jeff Connaughton. Er steht symbolisch für den Zerfall Washingtons.**

Er ist eine Figur, von der niemand je gehört hat. Wir wollen immer über Hamlet hören, über den Helden. Wir lesen nie über Rosenkranz und Gildenstein, die Assistenten. Washington ist voller solcher Gildenstein und Rosenkranz. Sie sind die Leute, die die politische Maschine am Laufen halten. Kein Senator kann auf die Toilette gehen, ohne dass ein Assistent eine Hand rührt. Jeff ist so ein Typ. Er geht vom damaligen Senator Joe Biden, der ihn schäbig behandelt, zu Clinton, zum Lobbying. Diese Drehtür ist die Geschichte vom Washington dieser Zeit. Sie spielt sich ab in den Hotelrezeptionen, in Hinterzimmern, in Anwaltsbüros, wo Geld

## Glaube an den literarischen Gott

Amerikanische Schriftsteller sollen die Sehnsucht nach einer gemeinsamen Identität in einer Nation mit unterschiedlichen Traditionen befriedigen. *Von Rolf Hürzeler*



Schrecken der wirtschaftlichen Depression: Szene aus «Früchte des Zorns» (1940).

Das ist weit weg vom amerikanischen Traum: «Ein Mann, eine Familie aus ihrem Land vertrieben, in diesem rostigen Klapperwagen, der auf dem Highway Richtung Westen schleicht. Ich verlor mein Land...» Der amerikanische Schriftsteller John Steinbeck (1902–1968) beschreibt in seinem Roman «Früchte des Zorns», wie die verschuldete Farmerfamilie Joad in Oklahoma von ihrem Land wegziehen muss – der amerikanische Albtraum. Der spätere Literaturnobelpreisträger Steinbeck erhielt 1940 den Pulitzerpreis für dieses, sein heute bekanntestes Werk.

Aber auch das ist Amerika: «Das Heim für einen ruhigen und angenehmen Ruhestand wurde am Washington Square gefunden, wo der Herr Doktor sich ein praktisches, modernes und grosszügiges Haus bauen liess mit einem ausladenden Balkon vor den Licht durchfluteten Fenstern...» Bürgerliche Wohlanständigkeit pur schilderte der Schriftsteller Henry James (1843–1916) in seinem Roman «Washington Square» eine Generation früher als Steinbeck.

Beide Romane zeigen eine amerikanische Wirklichkeit, wenn auch zwei sehr unterschiedliche Varianten. «Früchte des

Zorns» beschreibt den Schrecken der wirtschaftlichen Depression in den 1930er Jahren. «Washington Square» spielt mit den gesellschaftlichen Konventionen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die komfortablen finanziellen Sicherheiten einer Braut die männliche Begierde am ehesten entflammen liessen. Dumm nur, wenn die sich Verzehrende das nicht oder zu spät merkte, wie in Henry James' Buch.

Der heute vergessene Schriftsteller John William De Forest prägte den Begriff «The Great American Novel» (GAN) in der ersten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts. Das jun-

### Ein gemeinsames amerikanisches Verständnis taugt nicht als literarisches Genre.

ge Amerika war damals auf seiner kulturellen Identitätssuche. Ein einziger Roman sollte das Wesen der neuen Nation erlebbar machen. Ein schöner, patriotischer Gedanke, doch gleichzeitig zeichneten sich bereits die tiefen Risse in der Gesellschaft ab zwischen dem unternehmerischen Norden und dem Süden mit seinen postfeudalen, protektionistischen Strukturen. Aber selbst wenn es so etwas wie ein gemeinsames amerikanisches

Verständnis gegeben hätte, als literarisches Genre taugte es nicht, wie die Literaturkritikerin Cheryl Strayed in der *New York Times* schrieb: «Die Vorstellung, eine Person allein bringe den Intellekt und die Einfühlsamkeit auf, einen Roman zu schreiben, der unsere gesamte Vielfalt erfasst – das ist Mumpitz.» Sie führt die Idee des grossen amerikanischen Romans auf eine landestypische Eigenschaft zurück: «Wir glauben stets, dass nur einer das Vollkommene schaffen kann und der Gewinner sein muss.»

Nicht nur die amerikanische Vorstellung von «The Winner takes it all» führte indes zu diesem literarischen Mythos: Die Schriftsteller in der Neuen Welt wollten sich damals in Abgrenzung zu ihren viktorianischen Berufskollegen in Britannien eigenständig profilieren, denn diese dominierten den wachsenden Büchermarkt.

### Parodien und Klassiker

Intellektuelle sind schnell misstrauisch, wenn sie Wörter wie «great» in einem nationalen Zusammenhang lesen: Von der GAN wurde nach De Forest in der Literaturkritik meist nur noch mit Ironie gesprochen, selbst wenn von anerkannten Werken die Rede war. So lassen sich unzählige Autoren anführen, die grosse Romane geschrieben haben, dabei aber stets nur einzelne Aspekte erfassten: von James Fenimore Cooper und seinem «Letzten Mohikaner» über Nathaniel Hawthorne und seinem «Haus mit den sieben Giebeln» bis zu Harriet Beecher Stowes «Onkel Toms Hütte» im 19. Jahrhundert. Oder F. Scott Fitzgerald, William Faulkner und Philip Roth im letzten Jahrhundert, wobei Roth sogar eine Parodie in Romanform auf die GAN geschrieben hat.

Das hielt Autoren wie Jonathan Franzen in der jüngsten Zeit nicht davon ab, ihrerseits die amerikanische Gesellschaft fiktiv zu erfassen. Er mag beim Schreiben im Hinterkopf Gedanken an «The Great American Novel» gehabt haben, das Unmögliche geschafft hat er nicht – trotz seiner literarischen Errungenschaften. Denn, so Literaturkritikerin Strayed, Autoren wie ihre Leser glaubten trotz aller Einwände bis heute an die GAN wie an einen literarischen Gott. Besonders wenn von der dunklen Seite der Gesellschaft die Rede ist. Zu diesem Schluss kommt jedenfalls der New Yorker Literaturprofessor Adam Kirsch: «Je schlimmer die Geschehnisse, desto grösser die Wahrscheinlichkeit, dass der Roman zu einem amerikanischen Klassiker wird.» ○

beschafft wird und Versprechen gemacht werden.

#### **Das ist nicht neu.**

Es ist viel schlimmer geworden. Die Zurückhaltung hat nachgelassen. Vor dreissig Jahren hätte ein enger Mitarbeiter eines Kongressabgeordneten nicht seinen Job aufgegeben, um Lobbyist zu werden. Er hätte nicht den Eindruck erwecken wollen, dass er seinen Dienst an der Öffentlichkeit zum persönlichen Vorteil ausnutze, um reich zu werden. Heute macht dies jeder Zweite. Die Moral hat sich verändert.

#### **Begonnen hat diese Entwicklung Ihrer Meinung nach mit einer der schillerndsten Figuren der neueren US-Geschichte: Newt Gingrich. Was hat er verbrochen?**

Er hat das Senfgas in die Politik eingeführt. Als Sprecher des Repräsentantenhauses war er bereit, eine politische Waffe zu gebrauchen, die Menschen massenhaft killt, vielleicht sogar Leute auf der eigenen Seite, je nachdem, woher der Wind weht. Seine Sprache und Taktik entsprangen dem militärischen Denken, er führte Blitzkrieg im Kongress. Ja, ich würde sagen, er war der Mann des totalen Krieges. Er war gewillt, den Kongress zu zerstören, um die Macht zu ergreifen. Und es gelang ihm zu einem guten Stück. Dann ereilte ihn das Schicksal von Robespierre, und er wurde er von seiner eigenen Revolution aufgefressen. Gingrich hat das Gift versprüht, das wir noch heute einatmen.

#### **Er hatte also bleibende Wirkung.**

Wenn Trump spricht, grob und respektlos, wenn er Kriegsveteranen wie John McCain diffamiert, höre ich Gingrichs Echo, er sprach so über Bill Clinton. Er versuchte ihn zu zerstören und hätte es fast geschafft.

#### **Der Kongress ist seit Jahren blockiert, kaum ein Kompromiss kommt mehr zustande, was die Wut der Leute draussen im Land auf «Washington» hochkochen lässt. Das kann wohl nicht allein die Schuld Gingrichs und der Republikaner sein, oder?**

Es ist die Verantwortungslosigkeit der ganzen Elite. Steuerbetrug etwa ist auf beiden Seiten die Norm. Obamas Finanzminister Tim Geithner (2009 bis 2013) wurde beim Steuerhinterziehen ertappt. Hat man ihn dafür abgestraft? Keineswegs. Rapper-Star Jay-Z bringt die Moral dieses neuen Amerikas auf den Punkt: Wer den Regeln folgt, ist der Dumme.

#### **Die alte Regel, dass hart arbeiten muss, wer etwas erreichen will, gilt nicht mehr. Millionen von Jungen wippen mit Jay-Z im Takt und feiern schnellen Reichtum und Ruhm. Ist der Megahype um Stars, die auf jegliche Moral pfeifen, ein Symptom jenes Zerfalls, von dem Sie sprechen?**

Die Rolle der Celebrities ist heute wichtiger denn je. Sie waren immer da, und in Ameri-

ka waren sie immer gross, ob in Hollywood oder in der Werbekultur, die Stars und Starlets in die Stuben spült. Aber irgendwie waren sie immer in einer anderen, in einer Scheinwelt. Doch heute übernehmen sie unseren Platz in unserem Leben. Statt an eine Institution wendest du dich an einen Celebrity. Sie versprechen Halt ohne jeglichen moralischen Anspruch. Jay-Z ist ein perfektes Beispiel dafür. Seine Texte beschreiben exakt diesen Prozess des Zerfalls. Dieses «The winner takes it all»-System. Verantwortung oder Scham sind ihm völlig fremd. Er ist super talentiert, aber vor allem ist er getrieben vom Willen zu gewinnen, egal wie, ob durch Deals mit Crack oder das Vermarkten von Musik

---

#### **«In diesem Klima erwächst das Gefühl: <Zum Teufel, wir sprengen alles weg!>»**

---

und Kleidern. «Different venue, same game» ist eines von Jay-Zs wiederkehrenden Themen. Er hat den Willen zu siegen, das wirkt auf die Jungen wie ein Magnet.

#### **Jay-Z erinnert an Trump. Beide tun alles, um ihren Ruhm und Reichtum zu mehren, und jedes Mittel ist ihnen recht.**

Und dieses Ego wird nicht verdammt, es wird bewundert. Kanye West, der bereits angekündigt hat, er wolle 2020 Präsident werden, ist Trump noch viel ähnlicher. Jay-Z ist nicht ausser Kontrolle, er ist mehr wie ein Mafia-Don. Kanye West hat sich nicht immer im Griff, wie Trump. Man kann manchmal sehen, wie die beiden zueinander sprechen. Der eine erkennt sich selbst im anderen wieder.

#### **In wenigen Wochen wählt Amerika einen neuen Präsidenten.**

Und die ganze Welt hält den Atem an.

#### **Wie würden Sie diese Wahl beschreiben?**

Es ist eine Wahl zwischen einer älteren Sicht von Politik, die daran glaubt, dass man debattieren, Kompromisse finden und an Gesetzen feilen muss, alles in kleinen Schritten. Das ist auf den Punkt Hillary Clinton. Sie ist wie ein Soldat, der ohne Halt fortschreitet, selbst wenn alle anderen sagen, es sei vergeblich. Sie ist eine Ausnahme, denn die Stimmung im Volk ist ungeduldig, misstrauisch, fast gewalttätig. Gewalt war immer ein Thema in diesem Land, aber heute ist sie prominent. In diesem Klima erwächst das Gefühl: «Zum Teufel, wir sprengen alles weg!» Diese Leute wählen Donald Trump. Trump ist viel näher am Puls der Zeit und der Leute. Aber ist etwas in die Luft sprengen jemals eine Antwort?

#### **Amerika hat sich doch immer wieder neu erfunden. Könnte nicht Trump derjenige sein, der das Land wieder auf Kurs bringt?**

Nein. Dieser Mann ist ein schlechter Mensch. Ich glaube nicht, dass Charakter alles ist, was

zählt in der Politik, aber er spielt eine wichtige Rolle. Trump ist wahnhaft, ein Narziss und er weiss kaum etwas.

#### **Hat man von Reagan nicht genau dasselbe gesagt? Ignorant, unwissend und unfähig, das Land zu regieren. Und heute ist er einer der Säulenheiligen der US-Geschichte.**

Ja, aber seine Kritiker lagen falsch, denn Reagan war vor seiner Kandidatur zum Präsidenten bereits acht Jahre lang Gouverneur von Kalifornien gewesen. Das ist ein gewaltiger Job. Er hatte über seine Ideen während dreissig Jahren nachgedacht. Er hatte eine politische Ideologie. Trump hat keine. Er ist einfach ein Reaktionär.

#### **Hat nicht auch Trump bewiesen, dass er seine Ziele mit Weitblick und letztlich durchaus erfolgreich verfolgt? Trotz anfänglichen Rückschlägen ist er ein höchst erfolgreicher Unternehmer.**

Trump ist, was er scheint.

#### **Und das wäre?**

Ein schlechterzogener Teenager, der sich für nichts interessiert als für sich selbst und seinen eigenen Erfolg. Er sieht ein schönes Auto: «Ich will das!» Er sieht eine hübsche Frau: «Ich will sie!» Deshalb können ihn seine Unterstützer und Berater nicht ändern. Er kann nicht anders. Die wirklich entscheidende Frage ist: Sind unsere Institutionen so marode geworden, dass ein Mann allein – wie es Europa erlebt hat – der Demokratie fatalen Schaden zufügen kann?

#### **Glauben Sie, das könnte passieren?**

Ja. Trump ist kein Hitler, aber er kann immensen Schaden anrichten.

#### **Und unter Hillary würde das Land schlafwandlerisch weiter dahindümpeln?**

Ihr Problem ist: Sie ist so weit von den Leuten entfernt, dass sie keine Resonanz findet. Ihre Politik geht weit an den Leuten draussen im Land vorbei.

#### **Ich habe Mühe, Ihrer pessimistischen Prognose zu folgen. Alle Schlüsselfiguren in Ihrem Buch erleiden herbe Rückschläge, aber letztlich geben sie nicht auf. Trauen Sie den Amerikanern im richtigen Leben diesen typisch amerikanischen Pragmatismus nicht mehr zu?**

Doch, diese Qualität ist im Amerika von 2016 noch da, aber... Schauen Sie, ich bin kein Prophet. Wir werden es bald sehen. Ich spüre, dass in Amerika die Hoffnung nie stirbt.

George Packer: Die Abwicklung – Eine innere Geschichte des neuen Amerika. S. Fischer. 512 S., Fr. 35.90.

George Packer, 56, ist in Kalifornien als Kind von Stanford-Wissenschaftlern aufgewachsen. Er gehört seit vielen Jahren zum Reporterstab des *New Yorker*. Für sein Buch erhielt er den National Book Award.

George Packer ist am 21. Oktober Gast beim «Literatur-Gespräch» im Hotel «Schweizerhof», Bern.

# Schein des Heiligen

Die Vergabe des Friedensnobelpreises an den kolumbianischen Präsidenten Juan Manuel Santos wirft Fragen auf: Ist er ein lateinamerikanischer Mahatma Gandhi oder eher ein politischer Hasardeur, der das Land in gefährliche Gewässer manövriert hat? *Von Florian Schwab*

Am 2. Oktober lehnten die Kolumbianer in einer Volksabstimmung den Friedensvertrag zwischen Präsident Juan Manuel Santos und den Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc) ab. Umso grösser war die Überraschung, als fünf Tage später in Oslo der Friedensnobelpreis 2016 bekanntgegeben wurde: Santos soll ihn bekommen, für seine Hartnäckigkeit bei der Friedenssuche. Hat sich für den Präsidenten, der als leidenschaftlicher Pokerspieler bekannt ist, damit in letzter Sekunde das Blatt gewendet? Kann er das Abkommen (oder zumindest den Friedensprozess) doch noch retten?

Manches mag in diese Richtung deuten. Weltweit wurden Lobeshymnen auf Santos gedruckt, der sich vom «Falken» – als Verteidigungsminister unter dem ehemaligen Präsidenten Alvaro Uribe Vélez – zu einer «Friedenstaube» gemauert habe. Das Problem bei dieser Lesart ist, dass es dem Friedensprozess auch bislang nicht an internationalem Beifall mangelte. Tage vor der Abstimmung gab sogar Papst Franziskus die Ja-Parole durch. Dem Abkommen endgültig zum Sieg verhelfen sollte dann, weniger als eine Woche vor dem Plebiszit, eine pompöse Unterzeichnungsfeier in Cartagena de Indias mit viel internationaler Politprominenz, etlichen lateinamerikanischen Staatschefs und dem Uno-Generalsekretär.

Zuvor waren seit Jahren unter dem Begriff «Pädagogik für den Frieden» Nichtregierungsorganisationen (NGOs) durch Kolumbien getingelt, um der Bevölkerung den Weg zu weisen. Allein die Schweiz unterstützte, gemäss dem Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), sogenannte regionale Dialogforen mit 260 000 Franken. Zudem schüttete die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) im Jahr 2015 total 978 619 Franken an kolumbianische NGOs aus. Zum Vergleich: Die Nein-Kampagne um Ex-Präsident Alvaro Uribe hatte in dem 49 Millionen Einwohner zählenden Land gerade einmal 445 000 US-Dollar zur Verfügung.

Anders als die internationale Gemeinschaft traut die eigene Bevölkerung Santos offenbar kaum über den Weg. Seit seiner knappen Wiederwahl vor eineinhalb Jahren, die er überhaupt nur mit dem Versprechen erwirkt hatte, das Friedensabkommen einem Referendum zu unterstellen, sind die Popularitätswerte des Präsidenten massiv eingebrochen. Vor der Verleihung des Nobelpreises hatten gerade einmal rund zwanzig Prozent seiner Landsleute eine gute Meinung von Santos.



*Vereinnahmungsstrategie:* Präsident Santos.

Schuld an der Unbeliebtheit sind teilweise die Konzessionen an die Farc. Doch selbst bei den Befürwortern des Vertrags stand dessen politischer Urheber nicht sonderlich hoch im Kurs. Der Präsident wird in der Bevölkerung als ab-

---

**In den Augen der Kolumbianer ist Santos mit dem Friedensnobelpreis kein anderer Mensch geworden.**

---

gehoben, arrogant und unehrlich wahrgenommen und unternimmt wenig, um diesen Eindruck zu korrigieren. Im letzten Juni sagte er beispielsweise, er habe klare Indizien, dass die Farc bereit seien, «den Krieg in die Städte zu tragen», sollte das Friedensabkommen scheitern – eine Aussage, welche Farc-Anwalt Enrique Santiago umgehend ins Reich der Spekulation verwies. So entstand der Eindruck, der Präsident habe die Bevölkerung mit Blick auf

das Plebiszit unter Druck gesetzt. Auch sonst legt der Friedensnobelpreisträger nicht jedes Wort auf die Goldwaage. Der BBC sagte er vor der Abstimmung, er trete bei einem Nein zurück. Und vor einem Jahr, als es um seine Wiederwahl ging, stellte Santos in Abrede, dass die Farc ein garantiertes Kontingent an Sitzen im Parlament bekommen würden, was er ihnen dann jedoch prompt zusagte.

## Meister der *mermelada*

Das strukturelle Problem der Regierung Santos heisst *mermelada* (Konfitüre). Sie ist das sprichwörtliche Schmiermittel der kolumbianischen Politik. Die richtige Linie wird belohnt. Wer als Gouverneur einer Region (*departamento*) dafür sorgt, dass Abstimmungen so ausgehen, wie es die Regierung wünscht, erhält Geld aus Bogotá für Infrastrukturprojekte. Wer als Journalist für die Regierung schreibt, bekommt lukrative Nebenjobs und



darf den Präsidenten auf seinen ausgedehnten Auslandsreisen im Privatflugzeug begleiten.

Der Friedensnobelpreisträger 2016 ist ein wahrer Meister in der politischen Kunst der *mermelada*. So sehen es zumindest alle, die das Nachsehen haben. Der grüne Parlamentsabgeordnete Antonio Navarro Wolff sagte bei den letzten Wahlen, Santos habe das Machtinstrument der Geldverteilung bereits als junger Minister vor Jahrzehnten perfekt beherrscht. «Das gab es schon immer, aber jetzt ist das Phänomen viel umfangreicher.» Auch im jüngsten Abstimmungskampf spielte die *mermelada* eine prominente Rolle. An der kolumbianischen Karibikküste, die aufgrund ihrer geringen Wirtschaftskraft als besonders anfällig für derlei Zuwendungen gilt und daher als «Santos' Freundin» bezeichnet wird, sagte der Präsident bei einem Auftritt: «In der Politik drückt man seine Liebe von hier nach dort mit Stimmen aus und von dort nach hier mit Investitionen.» Das klingt nicht nach Mahatma Gandhi, sondern nach Machiavelli.

### Eigenlob in Oslo

In den Augen der Kolumbianer ist Santos mit dem Friedensnobelpreis kein anderer Mensch geworden. Manche sehen selbst hier die übliche Vereinnahmungsstrategie von Santos am Werk. Der kolumbianische Präsident hatte die norwegische Politik in den letzten Jahren regelrecht umgarnt. Unter seiner Regierung erhielt der norwegische Staatskonzern Statoil erstmals umfangreiche Bohrrechte in dem Land. Und anders als die wissenschaftlichen Nobelpreise wird der Friedensnobelpreis nicht von der Königlich-Schwedischen Akademie der Wissenschaften verliehen, sondern von einer Jury, bestehend aus sechs norwegischen Staatsbürgern, welche das Parlament nach Parteienproporz wählt.

Für Norwegens Diplomatie stand nach dem Nein der Kolumbianer der eigene Ruf auf dem Spiel, denn sie liess sich intern für die geleisteten Vermittlerdienste und den Friedensvertrag bereits ausgiebig feiern. Das Land ist Garantistaat des innenpolitisch umstrittenen Friedensabkommens und hat den Farc sogar ihren juristischen Berater Enrique Santiago finanziert, einen ebenso raffinierten wie erzmarxistischen Juristen aus Madrid. Er gilt als Architekt des völkerrechtlichen Überbaus des Friedensvertrags. Mit dem Nobelpreis an Santos prämiert sich Norwegen auch ein Stück weit selber. Und so gratulierte die norwegische Ministerpräsidentin Erna Solberg «meinem Freund» Juan Manuel Santos umgehend zum Nobelpreis.

Freund und Feind rätseln nun, was der grosse Pokerspieler als Nächstes tun wird: Einigt er sich mit Uribe und setzt die Farc unter Druck, um die Verträge zu ändern? Oder versucht er, die Volksabstimmung zu unterlaufen? Die *mermelada* wird jedenfalls knapper. Dieses Jahr schreibt Kolumbien ein Defizit von fast vier Prozent des Bruttoinlandprodukts. ○

## Kolumbien

### Burkhalter in der Falle

**Das Friedensabkommen ist in Bern eingetroffen. Die Farc behaupten, damit sei es gültig, unabhängig vom Nein in der Volksabstimmung. Die EDA-Verantwortlichen winden sich.**



«Wunsch der Vertragsparteien»: Burkhalter.

Tagesschau vom 1. Oktober: Stolz wie ein Goldmedaillengewinner zeigt Yves Rossier das unterschriebene Original des Friedensvertrags, das er von der Zeremonie in Cartagena mitgenommen hat. Ganz unauffällig im Rucksack, wie das Schweizer Fernsehen betont, und nicht etwa im Diplomatenkoffer. «Alle drei Stunden habe ich nachgesehen, ob es noch da ist», scherzt der Staatssekretär im Departement für Auswärtige Angelegenheiten (EDA). Damit, dass es noch Ärger geben könnte, rechnet Rossier offenbar nicht.

Nur einen Tag später sagt die kolumbianische Bevölkerung in einem Plebiszit nein zu dem Vertrag. Im Mai hat sich Bundesrat Burkhalter (FDP) bereit erklärt, das Dokument in Bern zu verwahren. Seither werden seine Sprecher nicht müde, zu betonen, die Hinterlegung erfolge «auf Wunsch der Vertragsparteien». Damit sei «weder eine Aussage über die rechtliche Qualifikation des Abkommens verbunden, noch übernimmt die Schweiz eine Garantie oder Kontrolle betreffend die Umsetzung und Einhaltung».

Die Crux dabei ist, dass es die Farc anders sehen, woraus sie bereits vor dem Plebiszit keinen Hehl gemacht haben. Am Tag nach der Volksabstimmung betonte Guerillaführer Rodrigo Londoño Echeverri alias Timoleón Jiménez alias Timoschenko, der das Friedensabkommen eigenartigerweise mit «Rimo» unterschrieben hat, einem bislang unbekanntem Pseudonym: Der Vertrag

sei als Spezialabkommen im Rahmen der Genfer Konventionen unterzeichnet «und beim Bundesrat der Schweizerischen Eidgenossenschaft hinterlegt worden». Dies verschaffe ihm eine «unbestreitbare und nicht mehr rückgängig zu machende juristische Geltung». Im selben Sinne äusserte sich der spanische Kommunist und Madrider Farc-Anwalt Enrique Santiago (siehe Text links). Er ist der Architekt der gewagten Konstruktion, nach welcher das Dokument als Spezialabkommen zur Genfer Flüchtlingskonvention zu qualifizieren sei. Die kolumbianische Regierung hat sich noch nicht dazu geäußert, ob sie dieser Argumentation folgen möchte, wie auch Norwegen, das als Garantistaat hinter dem Abkommen steht. Auch das EDA weicht Nachfragen nach der juristischen Bedeutung seit dem Volks-Nein aus. Es betont lediglich, die Schweiz werde den Vertrag nicht etwa zurückschicken, sondern so lange verwahren, «als dies die Vertragsparteien wünschen».

Im Parlament schrillen die Alarmglocken. Roland Rino Büchel (SVP), Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates, kündigt an, das Thema komme bei der nächsten Kommissionssitzung Ende Oktober zur Sprache. Das EDA müsse den Farc «offiziell und unmissverständlich klar machen, dass die Schweiz Volksentscheide respektiert – sei es im eigenen oder in einem anderen Land». Im Juni hatte sich Büchels Parteikollege Maximilian Reimann in einer Fragestunde nach der Schweizer Rolle erkundigt. Damals hatte Burkhalter gesagt: «Das letzte Wort über den Friedensvertrag wird in Kolumbien das Volk haben, was die Legitimität des Prozesses steigern wird.» Es stehe der Schweiz nicht zu, «sich in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates einzumischen».

Diesem Anspruch der Nichteinmischung kann das EDA spätestens seit dem Ergebnis der Volksabstimmung kaum noch gerecht werden. Der kolumbianische Souverän will den Vertrag neu verhandeln. Die Farc lehnen dies ab und berufen sich dabei auf die Schweiz. Was das EDA auch tut und lässt, es läuft auf die Unterstützung einer dieser Positionen heraus. Ohne es zu wollen, findet sich Burkhalter plötzlich inmitten einer wüsten innerkolumbianischen Querele wieder. Florian Schwab



*Das Beängstigende weicht:* Miley Cyrus.



Ikone der Woche

## Tanzender Stern

Von Claudia Schumacher

**A**nfang Jahr erstaunte Miley Cyrus als neue Muse von Woody Allen. Da war bekannt geworden, dass er eine Amazon-Serie macht und sie darin eine Hauptrolle spielen würde. Cyrus hatte sich in der Öffentlichkeit zuletzt wie ein Clown auf Koks verhalten: viel aufdringliches, oft weitgehend nacktes Rumgehops. Man konnte ihre Manie als nervtötend empfinden und dabei auch ganz vergessen, dass die 23-Jährige aus Nashville (ihre Patenante: Dolly Parton) eine der gewaltigsten Pop-Stimmen unserer Zeit besitzt und dass sie, die ehemalige Hannah-Montana-Darstellerin, auch schauspielern kann. Da Woody Allen schon einigen jungen Frauen zu einem Star ruhm mit Klasse verholfen hat, wünschte man ihr dasselbe. Nun ist die Allen-Serie raus.

Und es kam komplett anders.

### Ehrenrettung

«Crisis in Six Scenes» ist Mist, das muss selbst der Allen-Fan zugeben. Der sonst für den Autorenfilmer so typische, subtil-neurotische Humor ist plumpen Kalauern gewichen, und er selbst spielt den gefühlt tausendsten Abklatsch seiner Paraderolle des Stadtneurotikers so routiniert – irgendwie lieblos – wie nie. Es gibt dennoch einen Grund, aber wirklich nur diesen einen, einzigen Grund, sich die Serie anzusehen: Miley Cyrus.

Die Rolle der gewaltbejahenden Hippie-Aktivistin, die sich bei einem reichen Autor (Allen) und seiner Frau vor der Polizei verstecken muss, füllt Cyrus mit so viel Leben und Präsenz, dass man den Blick nicht von ihr abwenden kann. Ihre quirlige Komik – etwa, wenn sie im Beisein des Autors in der dritten Person von ihm und den klaren Anzeichen seiner Senilität spricht – sorgt für die einzigen Lacher der als Comedy deklarierten Serie. Es kommt also schon zur Ehrenrettung bei Allen und Cyrus. Nur andersherum.

Überhaupt weicht aus den Cyrus-Auftritten in letzter Zeit langsam wieder das Beängstigende. Auf die durchgeknallte Phase, die sich wohl zwischen Marketingstrategie und Selbstfindung abspielte, scheint nun die Stabilisierung zu folgen. Ashtanga-Yoga macht sie. Und mit ihrem Freund, Liam Hemsworth, scheint es trotz beständiger Unkenrufe immer weiterzugehen. Momentan glänzt Cyrus zudem als Coach in der Talentshow «The Voice». Neben den anderen Coaches, etwa Alicia Keys oder Adam Levine, wirkt sie zwar immer noch verrückt, gibt einem aber auch das leise Gefühl, dass an dem alten Nietzsche-Satz etwas dran ist: «Man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.»

# Das Knurren des Dämons

In der Schweizer Musikszene liefern sich Subventionsempfänger und -gegner einen heftigen Schlagabtausch. Zu den Hauptakteuren gehört Tom Gabriel Fischer, der mit düsterem Heavy Metal Weltruhm erlangt hat. *Ein Hausbesuch von Rico Bandle*

Rapper Knackeboul liess keine Zweifel offen, was er von Rocker Tom Gabriel Fischer hält. Der Heavy-Metal-Pionier sei ein frustrierter, «in die Jahre gekommener Musikant», schrieb er in der *Tageswoche* und verunglimpfte Fischer in Anspielung auf den Namen seiner früheren Band als «Celtic-Frost-Beule».

In der hiesigen Musikszene tat sich in den letzten Wochen ein tiefer Graben auf. Auf der einen Seite standen die Subventionsempfänger und solche, die es werden möchten, auf der anderen jene Künstler, die ihre Karriere aus eigener Kraft stemmen. Auslöser für die Auseinandersetzung war die Vergabe des mit 100 000 Franken dotierten Schweizer Musikpreises an Sophie Hunger. Die in Berlin lebende Sängerin trägt in der Branche schon lange den Titel einer Subventionskönigin. Bereits 2011 gab sie Anlass zu heftigen Diskussionen, als der Musik-Blog «78s» aufzeigte, dass sie bis zu jenem Zeitpunkt rund 250 000 Franken an Fördergeldern kassiert hatte. Seither liess der Geldstrom nicht mehr nach. Mit der Verleihung des höchstdotierten Musikpreises der Schweiz schwoll die Diskussion wieder an. Weshalb wird ständig die Gleiche berücksichtigt? Braucht eine wohl situierte Diplomaten-tochter überhaupt Subventionen? Ist ihre Musik wirklich so gut? Weshalb nimmt die im Exil lebende Musikerin Geld von einem Land an, das sie wegen seiner «rückständigen, antidemokratischen Kultur» verabscheut?

Tom Gabriel Fischer gehört zu jenen, die Subventionen generell ablehnen: «Mein Stolz als echter Musiker war stets zu ausgeprägt, um Fördergelder anzunehmen», schrieb er, an Knackeboul gerichtet. Tatsächlich fragt man sich, ob dem Rapper bewusst gewesen ist, an wen er sich so herablassend gewandt hat. Fischer gehört mit seinen Bands Hellhammer und Celtic Frost zu den wenigen Schweizer Musikern, die es in die Geschichtsbücher des Rock geschafft haben. Er ist ein Mann, der von einer weltweiten Fan-Gemeinde kultisch verehrt wird, der mehr als zwei Millionen Alben verkauft hat, den Bands wie Nirvana oder die Foo Fighters als wegweisende Inspirationsquelle aufführen. Und auch heute noch, mit 53 Jahren, tritt



Wegweisend: Celtic Frost, 1980er Jahre.

Fischer mit seiner neuen Band Triptykon als Headliner am Wacken-Open-Air auf, dem grössten Heavy-Metal-Festival Europas.

Wie es einige verstossene Jungs aus dem Zürcher Provinznest Nürensdorf zu den härtesten und düstersten Rockern der Welt, mit Anhängern von New York bis Tokio, geschafft haben, gehört zu den erstaunlicheren Episoden der Schweizer Musikgeschichte. Ihre Musik ist der Sound der «Verrückten, Kranken oder Kaputten», wie die *Weltwoche* vor Jahren durchaus anerkennend schrieb: Ein präzise arrangierter Höllenlärm, mit Fischers Gesang, der eher als schreiendes Knurren zu bezeichnen ist. Das Knurren eines wütenden Dämons.

## Snoopy und Gitarren

Ich besuche Tom Gabriel Fischer in Bassersdorf, die im nahen Kloten startenden Flugzeuge donnern im Zehnminutentakt über den Wohnblock. Der Mann, der sich auf der Bühne Tom G. Warrior nennt, wohnt in einer kleinen, sauber aufgeräumten Wohnung. Über dem Sofa hängt ein Snoopy-Comic, in der Ecke stehen zwei elektrische Gitarren. An den anderen Wänden hängen Bilder seines verstorbenen Freundes H. R. Giger, der auch einige Plattencover seiner Bands gestaltet hat, sowie Erinnerungsfotos.

Der Krieger des Heavy Metal erweist sich als zuvorkommender, feinfühler Mann. Er habe Knackeboul nicht aus Wut geantwortet, er beobachte diesen subventionsgetränkten «Inzestkuchen» einfach schon lange, sagt er. Ob man Subventionen beantrage oder nicht, «das ist eine Frage der Ethik», sagt er. Bei dem, was er macht, wäre ein Subventionsantrag wohl auch zwecklos gewesen.

Aufgewachsen ist Tom Gabriel in prekären Verhältnissen. Der Vater, ein Motorradrennfahrer, war früh weggezogen, der Junge wuchs mit der Mutter und ihren neunzig Katzen völlig verwahrlost auf, der Boden im Kinderzimmer war getränkt mit Katzenurin. Oft liess die Mutter ihren Sohn schon als Neunjährigen tagelang mit einem Schlüssel um den Hals allein zu Hause. Tom war ein Aussenseiter im Dorf, statt Hilfe erhielt er von Mitschülern und Lehrern Prügel.



Grandseigneur des Schauders: Tom Gabriel Fischer.



In der Band Hellhammer, die er mit neunzehn Jahren gründete, schrie er seinen Frust, seinen Hass auf die Menschheit hemmungslos heraus. Hellhammer existierte bloss zwei Jahre lang, es gab kein einziges öffentliches Konzert – dennoch zählt die Gruppe heute zu den einflussreichsten Bands des Heavy Metal. «Wir wollten härter und extremer sein als alles, was es gab», sagt Fischer, der als Pionier des «Growling» gilt, des knurrenden Gesangs.

### Kirchen brannten

Erst Jahre nach der Auflösung erlangten Hellhammer Ruhm, heute noch gibt es in den USA und in Japan mehrere Hellhammer-Tribute-Bands, die nur ihre Lieder spielen. Dass die Provinzband verspätet noch bekannt wurde, liegt einerseits daran, dass die alten Aufnahmen plötzlich als innovativ und wegweisend für diesen Musikstil galten, andererseits – eine eher zweifelhafte Angelegenheit – wurde die Band mitverantwortlich dafür gemacht, dass in den 1990er Jahren in Skandinavien der Black Metal aufkam und in satanischen Ritualen Kirchen in Flammen aufgingen. In einigen Hellhammer-Liedern war es tatsächlich um das Anzünden von Kirchen gegangen, in einem Song auch um brutale Vergewaltigung. Dabei habe es sich um eine mehr oder weniger bewusste Vergeltung für die von seiner Mutter verursachten Zustände in seiner Jugend gehandelt, sagt Fischer. «Dazu konnte ich nicht mehr stehen, deshalb lösten wir die Band 1984 auch auf.»

Zu jener Zeit hatte eine andere Schweizer Rockband zum internationalen Höhenflug abgehoben: Krokus. Im Vergleich mit Hellhammer tönnten die Rocker aus Solothurn jedoch wie volkstümlicher Schlager. «Als Teenager habe ich Krokus im Volkshaus gesehen, ich war begeistert. Wir hatten später aber nie Kontakt», sagt Fischer. Anders als Krokus richteten sich Hellhammer und deren erfolgreiche Nachfolgebänd Celtic Frost an ein Nischen-

### Im Vergleich mit Hellhammer tönnten Krokus wie volkstümlicher Schlager.

publikum: an die paar Millionen Leute weltweit, die die Finsternis zum Lebensstil erheben. Auch wenn Krokus und Celtic Frost musikalisch einen unterschiedlichen Weg einschlugen, in den Bandgeschichten finden sich erstaunliche Parallelen: Beide Gruppen lösten sich nach langen US-Tourneen im Streit auf, um einige Jahre später ein erfolgreiches Comeback zu feiern. Celtic Frost aber gaben 2008 zum zweiten Mal ihr Ende bekannt, «diesmal definitiv», wie Fischer sagt. Seither ist er mit



Finsternis als Lebensstil: Triptykon.

der neuen Band Triptykon wieder weltweit unterwegs.

So hart sich die Band auf der Bühne gibt, Tom Gabriel Fischer ist ein sanftmütiger Mensch, an Kunst interessiert, aber auch mit einem Flair für Kindlich-Verspieltes, wie die Wohnungseinrichtung verrät. Als ich vorschlage, das Foto unter dem Snoopy-Comic zu machen, sagt er: «Du willst ein Klischeebild? Kein Problem.» Bloss: Was heisst da Klischee, wenn diese Wohnsituation der Realität entspricht? Genauso wie es der Realität entspricht, dass die Heavy-Metal-Festivals die friedlichsten Musikfestivals überhaupt sind. Die Musik ist

ein wirksames Ventil, bloss wäre es falsch, sie darauf zu reduzieren.

Tom Gabriel Fischer ist ein Perfektionist, bei seiner Lärmmaschine Triptykon ist jedes Detail wohlhabend gestimmt, nichts überlässt er dem Zufall. Die Band erzeugt mit ihrer Musik eine eindringliche Stimmung, als ob ein tödlicher Lavastrom langsam auf einen zuflösse. Es ist ein erhabener Sound, eine Wucht an Depression, die den ganzen Körper durchdringt. Mit ihrer kompromisslosen Radikalität gehen Triptykon an die Grenze des Ertragbaren – und doch übt die Musik einen faszinierenden Sog aus.

### Harte Frauen

Seit Hellhammer sind nicht nur die Band und das Umfeld professioneller geworden, die ganze Szene hat sich verändert: «Als wir begonnen haben, bestand das Metal-Publikum zu neunzig Prozent aus Männern, heute sind die Hälfte Frauen», sagt Fischer. Triptykon haben mit Vanja Slajh eine Bassistin, sie hat den Platz von Martin Stricker (Martin Eric Ain) eingenommen, dem langjährigen Weggefährten und einst engsten Freund Fischers. Frauen hätten oft ähnlich traumatische Erlebnisse hinter sich wie Männer, sie spielten ebenso hart wie Männer, sagt Fischer. «Vanja ist schlicht grossartig.»

Anders als in der Schweiz hat Fischer im Ausland längst die Anerkennung erhalten, die ihm zusteht. 2004 wählte ihn das US-Fachmagazin *Guitar World* auf Platz 32 der 100 besten Metal-Gitarristen weltweit. Der Kultursender 3sat übertrug dieses Jahr das Triptykon-Konzert in Wacken in voller Länge, die Sender Arte und ZDF brachten eine Aufzeichnung davon. Tom G. Warrior, der Grandseigneur des Schauders, ist somit schon fast Teil der Hochkultur geworden – mit einer Musik, die weit weniger angepasst und gefällig ist als jene von Knackeboul und dessen subventionierten Kollegen. Es ist eine Wendung im Leben, die Fischer selbst nie für möglich gehalten hätte und die ihn zu Recht mit Stolz erfüllt. ○

# Ungebremste Wucht

Warum macht die neapolitanische Saga der Kulturautorin Elena Ferrante süchtig? Weil sie fantastisch, lebensprall und sinnlich zeigt, wie das Leben auch sein könnte.

Von Pia Reinacher

Journalisten lieben Denksportaufgaben. Diese stacheln den Ehrgeiz an, sich gegenseitig im Lösen zu überbieten. Schriftsteller hingegen brauchen Aufmerksamkeit. Die einen bekommen sie, indem sie freigebig ihr Privatleben entblößen und Journalisten mit Häppchen aus dem Beziehungsleben anfüttern. Die anderen sichern sich nie erschlafendes Interesse, indem sie die eigene Person in ein Geheimnis hüllen. Es ist eine Inszenierung, bei der beide Seiten kriegen, was sie brauchen.

Elena Ferrante, die italienische Kulturautorin, hat die zweite Lösung gewählt. Mit durchschlagendem Erfolg. 1991 schickte sie unter ihrem Pseudonym dem kleinen italienischen Verlag Edizioni e/o in Rom ein Buch und verlangte, im Falle einer Publikation anonym zu bleiben. Preise würde sie nicht entgegennehmen, öffentlich nie auftreten und die Identität niemals preisgeben. Die Rechnung ging auf, aber natürlich nur, weil Elena Ferrante spätestens mit der Publikation ihrer vierteiligen Romanserie «L'amica geniale» ab 2011 vier Geschichten über die schwierige, sechzig Jahre dauernde Freundschaft zweier Frauen in Neapel vorlegte, die durch ihre ungebremste Wucht, ihre überreizte Fantasie, ihr triebhaftes Erzählen, ihren emanzipatorischen Zugriff und ihre sinnliche Präsenz überzeugten. Ihre Romane sind wie prall gefüllte, plastische, hy-

Die Autorin fürchtet sich weder vor Überzeichnung noch vor rasanten Affekten.

perrealistische, in leuchtenden Farben und bis zum Rand ausgemalte Bildersammlungen, die das ärmliche Leben im Neapel der fünfziger Jahre mit beinahe erotischer Qualität abbilden: die dunklen Hinterhöfe und die hellen Plätze mit ihrem üppigen Leben, die dumpfe alltägliche Gewalt, die Korruption, der in Familien und der Liebe herrschende Machismo und die wilden Versuche von Elena und Lila, aus diesem Milieu auszubrechen und selbstbestimmte Rollen zu finden.

## Einmaliges Vergnügen

Es ist ein Wechselbad der Gefühle, in das die Leser getaucht werden – und die Autorin fürchtet sich weder vor Überzeichnung noch vor rasanten Affekten, die in den Geschichten eine beinahe körperliche Dimension errei-



Ärmliches Leben mit beinahe erotischer Qualität: Strassenszene in Neapel, 1957.

chen. Wären die Romane um die raubauzige, mürrische, aber hochintelligente Tochter eines Schusters und die zartere, angepasste, ehrgeizige Tochter eines Pförtners in der Stadtverwaltung nicht so packend, hätte sich kein Mensch weiter um das Rätsel der Autorin

gekümmert. Es ist wirklich ein einmaliges Vergnügen, und man kann gar nicht aufhören, weiterzulesen. Nicht nur verhandelt Elena Ferrante im gleichen Zug mit ihrer Mädchen- und Frauengeschichte das italienische Sozialleben nach dem Zweiten Weltkrieg, sie gibt ein

Sittengemälde einer Gesellschaft, die von Faschismus und Mafia manipuliert, von Traditionen unterdrückt, von Armut durchtränkt, aber gleichzeitig niemals gebrochen und schon gar nicht in ihrer anarchischen Lebensfreude gebremst wurde. Sie zeigt auf der Mikroebene der beiden Freundinnen Lila und Elena, wie sich Frauen in den freudlosen fünfziger Jahren den Weg zu Bildung und Wissen und damit zur Anerkennung im täglichen Kleinkrieg erkämpfen mussten – aber immer wieder eingeholt werden von traditionellen Rollenvorgaben, die zuerst Brüder und Väter und später die eigenen Männer privilegieren: eine naturgegebene Machtposition mit Unterdrückungspotenzial. Und sie zeigt – und das ist ungemein gut gemacht –, wie sich auch in der Beziehung der beiden Mädchen Zuneigung mit Rivalität mischt, wie die beiden hin und her geschleudert werden zwischen zarter Anziehung, gegenseitiger Solidarität – und berechnender Missgunst. Mit diesem Mix steht Elena Ferrante ziemlich einmalig und herausragend in der neueren Literatur da – das ist Teil ihrer Attraktivität.

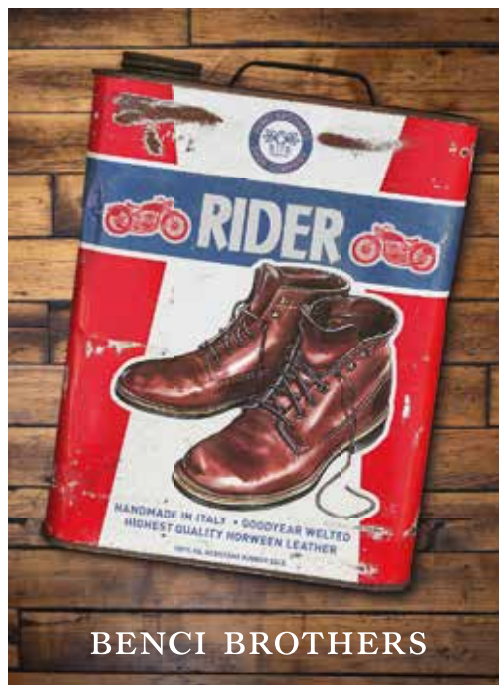
Je mehr sich die Bücher von Elena Ferrante verkauften (1 Million in Italien, 2,6 Millionen im angelsächsischen Sprachraum, 250 000 Exemplare bis jetzt allein des ersten Bandes in deutscher Übersetzung, «Meine geniale Freundin. Kindheit, frühe Jugend», der bei Suhrkamp am 29. August dieses Jahres erschien), je euphorischer der Zuspruch der Literaturkritik ausfiel, desto versessener versuchten Journalisten aus aller Welt, mit allerlei Spekulationen das Rätsel der unbekanntes Schriftstellerin zu lösen. Dass hinter dem weiblichen Pseudonym auch tatsächlich eine Frau stecken musste, darauf hatte man sich schon seit längerem festgelegt – denn würde ein Mann so gekonnt, so detailreich, so authentisch über ambivalente Freundschaften böser und guter Mädchen, über Puppenliebe und das Eintreffen der ersten Regel berichten können beziehungsweise über die Scham und das Gefühl der erotischen Schmach eines pubertierenden Mädchens, wenn diese einfach nicht eintreffen will? Man tippte auf Marcella Marmo, eine kurz vor der Pensionierung stehende Professorin für Zeitgeschichte an der Universität Neapel, man tippte auf die Schriftstellerin Fabrizia Ramondino – doch als diese 2008 starb und der Siegeszug der Bücher von Elena Ferrante erst richtig anging, fiel auch diese weg.

### Enthüllungsspektakel

Jetzt hat ein investigativer Journalist der italienischen Wirtschaftszeitung *Il Sole 24 Ore* das Rätsel des Pseudonyms anscheinend geknackt: Hinter der Autorin, die sich in ihrer 2003 erschienenen «Autobiografie» «La frantumaglia» als neapolitanische Schneiderin bezeichnet, stecke niemand anders als die 1953

geborene und heute in Rom lebende Übersetzerin Anita Raja, Kind polnischer Juden, die vor dem Holocaust nach Italien geflüchtet waren. Raja ist literarische Expertin und Übersetzerin von Christa Wolf, Ingeborg Bachmann, Sarah Kirsch und Irmtraud Morgner. Der kecke Wirtschaftsjournalist Claudio Gatti verfolgte auf allerlei dubiosen Wegen die «Spur des Geldes». Und mit welchen staatstragenden Neuigkeiten fütterte er die überraschte Öffentlichkeit an? Anita Raja habe von ihrem Verlag für eine Übersetzerin viel zu hohe Summen bezahlt bekommen; sie habe damit eine skandalös teure Elf-Zimmer-Wohnung in einem der elitärsten Quartiere Roms gekauft sowie ein Landhaus in der Toskana, in einer Gegend, in der sonst nur die Reichsten verkehren.

Die übliche Coda solcher Enthüllungsspektakel liess nicht auf sich warten, sondern fand auf der Stelle eine regelhafte Fortsetzung.



Sofort meldeten sich aus vielen Zeitungen erieferte Sekundanten, die im (selbsternannten) Dienste der enttarnten Schriftstellerin die schändliche Tat ultimativ verurteilten, ein paar *prontosoccorso*-Handreichungen für den moralisch erzürnten Leser bereitstellten («Ein Nein ist ein Nein!») und vom Enthüllungsjournalisten Claudio Gatti implizit Satisfaktion in Form deutlicher Reuebekundung forderten, um damit die geschändete Ehre der entmystifizierten Schriftstellerin wiederherzustellen.

Ganz abgesehen davon, dass es immer amüsant ist, wenn Zeitungen eine Moral fordern, die sie selbst in den Wind schlagen, und Praktiken verurteilen, die sie selbst zelebrieren, muss die Frage erlaubt sein, ob das Feuilleton nicht einer besonders geschickten Marketingstrategie auf den Leim gegangen ist. Will

sich eine Autorin, die verschwenderisch auf alle Seiten riesige Interviews gibt (z. B. noch diesen September dem *Spiegel*) und seitenweise Fragen über das eigene Leben, ihre Mutter-schaft, über ihre literarische Strategie, über ihr Selbstverständnis als Autorin («der Autor steckt ganz und gar im Werk») beantwortet, wirklich von der Welt zurückziehen? Will jemand, der eine getürkte Autobiografie veröffentlicht, die eigene Person ganz aus dem

### Ist das Feuilleton einer besonders geschickten Marketingstrategie auf den Leim gegangen?

Spiel nehmen, oder legt er schlaue falsche Fährten an, um die Neugierde immer wieder anzufeuern? Ist Elena Ferrante eventuell nicht doch ein Kontrollfreak, der die Leine nie aus der Hand gibt, wie die artig hingetüpfelten, bis zum letzten Buchstaben arrangierten, fast ein wenig langfädigen Antworten im *Spiegel*-Interview vermuten lassen? Oder hat sie nicht längst die absehbare (Moral-)Mechanik des Journalismus begriffen, dreht das Spiel zu ihren Gunsten um und manipuliert mit ironischer Ausgelassenheit das Feuilleton? Wir wissen es nicht, werden es vielleicht nie erfahren.

### Lust an der Fortsetzung

Was wir mit Sicherheit wissen, ist, dass Elena Ferrante die Neugierde und den Unterhaltungstrieb der Leser mit ihren Romanen in hohem Masse befriedigt. Wenn jetzt der Suhrkamp-Verlag in rascher Folge die nächsten drei Bände der neapolitanischen Saga herausgeben wird, werden sich nicht nur Leserinnen darauf stürzen. Band zwei «Die Geschichte eines neuen Namens», Band drei «Die Geschichte der getrennten Wege», und Band vier «Die Geschichte des verlorenen Kindes», sollen von Januar bis September 2017 in kurzen Abständen auf den Markt kommen. Die einzelnen Episoden sind als Cliffhanger konzipiert, das horizontale Erzählen sorgt also von selbst für die Lust an der Fortsetzung. Das ist aber nicht der einzige Grund für den durchschlagenden Erfolg dieser Bestseller. Wer Elena Ferrante liest, erfährt in überschwänglichen, schauerlichen, emotionalen und feurigen Bildern und in vielen Lesestunden, wie das eigene, vielleicht ein wenig banale Leben eben auch sein könnte.



Elena Ferrante: Meine geniale Freundin. Suhrkamp, 422 S., Fr. 25.90

## Lizenz zum Treten und zum Töten

Ein falsches Wort, ein schlechter Witz, ein Smiley an der falschen Stelle: In seinem Buch «In Shitgewittern – Wie wir uns das Leben zur Hölle machen» erklärt der britische Autor Jon Ronson die öffentliche Demütigung zum neuen Volkssport. *Von Matthias Matussek*



*Gutmenschen, die auf ein Fingerschnipsen hin zu Wutmenschen werden.*



Wie ist es nur dazu gekommen, dass aus den sozialen Medien, diesen unschuldigen Plattformen für den Austausch von Erinnerungsfotos und politischen Meinungsäußerungen, besonders in Deutschland zu Zeiten der Flüchtlingskrise, ein streng bewachtes, ja überwacht Terrain wurde, das Konsequenzen hat bis zum Berufsverbot? Wo unter einem Posting, das sich kritisch zur Flüchtlingspolitik meldet, ein CDU-Funktionsträger auftaucht, der dem Autor androht, diesen Post dem Arbeitgeber zu melden und damit den Versuch unternimmt, an seiner bürgerlichen Existenz herumzusäbeln? Doch dazu später, zu einer sehr deutschen Freizeitbeschäftigung mit Tradition: der Denunziation.

Einst begannen die sozialen Medien, vorweg Twitter und Facebook, mit dem wunderbarsten Versprechen überhaupt: Sie gaben denen eine Stimme, die sonst nicht gehört wurden, luden sie ein zur Partizipation, ja zur Revolution.

Ohne Twitter hätte sich die «grüne» Oppositionsbewegung in Teheran nicht organisieren und die Weltöffentlichkeit nicht darüber informieren können, ja ohne Facebook oder Twitter hätte sich der Arabische Frühling nicht formieren und wie ein Lauffeuer von Tunesien aus über den gesamten Maghreb bis nach Ägypten ausbreiten können.

#### «Los, Leute, meldet die Mistkuh»

Ohne die Schnodderigkeit von Twitter und die gemütlichen Stammtischrunden auf Facebook wäre das soziale Leben für viele ärmer. Allerdings: Ohne sie hätten Justine Sacco, der Student Hank und viele weitere nicht durch die Hölle gejagt werden können.

Das Martyrium der Justine Sacco begann mit ein paar Minuten Langeweile auf dem Flughafen Heathrow, wo sie auf ihren Anschlussflug nach Kapstadt wartete. Sie tat, was sie immer tat: Sie unterhielt ihre 170 Follower auf Twitter. Sie empfahl diesem Deutschen, der in der ersten Klasse vor ihr sass, ein Deo. Sie lästerte über

### Justine Sacco war das, was ihr die meisten Twitterer wünschten: erledigt.

die Geschmacksverirrung Gurken-Sandwiches mit Chili – «Willkommen in London». Dann witzelte sie sarkastisch über ihre eigene Reise: «Ab nach Afrika. Hoffe, ich hol mir kein Aids. Nur ein Scherz. Bin ja weiss.»

Sie checkte ein. Als sie nach elf Stunden Flug auf ihr Telefon schaute, las sie von einem alten Highschool-Freund: «Tut mir leid, zu sehen, was da abgeht.» Und dann taten sich die Tore der Hölle auf.

Ihr Tweet vom Flughafen war der weltweit am meisten diskutierte, weil er missverstanden wurde. «Angesichts von Justine Saccos ek-

elhaft rassistischem Tweet sende ich für care today.» Oder «Sprachlos angesichts dieses furchtbar ekelhaften, scheissrassistischen Tweets von Justine Sacco». Ihr Arbeitgeber: «Dies ist ein unerhörter, unverschämter Kommentar.» Oder, ein anderer: «Alles, was ich zu Weihnachten will, ist Justine Saccos Gesicht sehen, wenn ihr Flieger landet und sie ihr ePostfach/voicemail checkt.»

Ja, die Empörung über einen missverständlichen rassistischen Kommentar wurde mehr und mehr abgelöst durch blanke Schadenfreude. «Los, Leute, meldet die Mistkuh.» Oder: «Ziemlich krass, zu sehen, wie jemand sich selbst zerstört, ohne es zu checken.»

Ein eigener Hashtag #HasJustineLandedYet wurde eingerichtet, und tatsächlich fuhr jemand an den Flughafen und fotografierte sie. «Was Geileres als #HasJustineLandedYet kann an einem Freitagabend kaum passieren.» Justine Sacco war am öffentlichen Pranger gelandet. Das Gegröle im Netz erinnerte an den mittelalterlichen Pöbel, der sich an öffentlichen Auspeitschungen ergötzt.

#### Schlimmer als der Tod

In seinem Buch «In Shitgewittern – Wie wir uns das Leben zur Hölle machen» hat sich der Autor und BBC-Moderator Jon Ronson des Falles Justine Sacco angenommen und weitere Passionsgeschichten recherchiert. Für *The Guardian* «das Sachbuch des Jahres», für die *Daily Mail* «ein grossartiges Buch» und für *The Independent* «ein sensibler und brillant erzählter Versuch, die Welt zu verbessern».

Nie zuvor sind die «sozialen Medien» so konsequent als asozialer Pöbelhaufen enttarnt worden. Es geht um Shitstorms, die nicht zu bremsen sind. Um öffentliche Demütigungen als Volkssport. Um Scham, die zu Selbstmorden führt. Ein falsches Wort, und du bist ein Aussenseiter, ein schlechter Witz, ein Smiley an der falschen Stelle, und du bist deinen Job los.

Auf der anderen Seite die rasende Meute mit einer selbsterteilten Lizenz zum Treten und zum Töten, denn sie wähnt sich auf der Seite der Guten.

Jon Ronson kümmerte sich bisher um die spinnerhaften Randgebiete der Gesellschaft, in seinem Klassiker «Them» zum Beispiel um Verschwörungstheorien und um Gruppen wie die Aryan Nations, die glauben, dass die Bilderberg-Konferenz eigentlich die geheime jüdische Weltregierung bilde, die sich in unterirdischen Räumen treffe, um über die Gesetze der Menschheit zu entscheiden.

Mit seinem Klassiker «The Men Who Stare at Goats» beschrieb er eine New-Age-Unit der US-Army, die tatsächlich paranormale Techniken trainierte, etwa durch Wände zu laufen und Ziegen durch Augenkontakt zu töten – George Clooney war selten komischer als in der Verfilmung dieses Buches.

Nun aber widmet sich Ronson einer paranormalen Massenbewegung, einer Beschleunigungs-, Hysterisierungs- und Diffamierungsmaschine, von der er selber Teil ist: Er ist begeisterter Twitterer; er starrt, seinem Eingeständnis nach, in jeder freien Minute nicht auf Ziegen, sondern auf sein Handy mit dem Twitter-Account. Vielleicht ist es das, was seinem Buch eine besondere Seriosität und Dringlichkeit verleiht – er spricht nicht mehr von den Leuten, den anderen, nicht mehr von «them», sondern er sagt: «wir». Mit allen Risiken. «Sobald ich aber schrieb, dass wir es waren, die unsere Macht missbrauchten – andere aufgrund fadenscheiniger Indizien in Schubladen steckten –, waren die Leute der Meinung, dass auch ich ein Rassist sein müsse.» Eben wie Justine Sacco, für die er sich einsetzte.

Er traf Justine Sacco drei Wochen nach ihrem Tweet, an jenem Tag, an dem sie ihr Büro zu räumen hatte. Sie brach weinend zusammen. Später, nachdem sie sich gesammelt hat-

### Nie zuvor sind die «sozialen Medien» so konsequent als asoziale Pöbelhaufen enttarnt worden.

te, erzählte sie, dass sie ihren Familienurlaub abgekürzt habe aus Bedenken um ihre Sicherheit. Hotelangestellte hätten mit Streik gedroht, sollte sie dort auftauchen.

Twitter und Facebook sind Virenschleudern, und sie agieren weltweit.

Selbstverständlich, so erklärte sie sich gegenüber Jon Ronson, hatte sie keine rassistische Bemerkung im Sinn, sondern das Gegenteil: Sie wollte sarkastisch abheben auf ihre privilegierte Situation, die das Elend der schwarzen Bevölkerung nicht teilen müsse.

«Von Journalisten wird erwartet, furchtlos zu sein [...] und keine Angst vor aufgepeitschten Massen zu haben», schreibt Jonson, «aber darin, wie über ihren Fall berichtet wurde, konnten Justine und ich nicht sonderlich viel Furchtlosigkeit erkennen.» Alle prügeln mit.

#### Peitschenhiebe am Schandpfahl

Justine tauchte unter. Neue Freunde zu finden, gar einen neuen Job, kam für sie nicht in Frage, denn heutzutage wird gegoogelt, und wo «Justine Sacco» im Monat vor ihrem Tweet ein paar hundert belanglose Treffer produzierte hatte, spuckte die Suchmaschine nun über eine Million aus, und in so gut wie allen kam sie als Rassistin vor.

Justine Sacco war das, was ihr die meisten Twitterer wünschten: erledigt. Zermalmt in einem Shitstorm.

Ronson führt zurück in die Historie der öffentlichen Demütigung, ins Jahr 1742, als eine Ehebrecherin zu zwanzig Peitschenhieben am Schandpfahl verurteilt wurde und sie den

Richter inständig bat, aus Rücksicht auch auf ihre Kinder die Öffentlichkeit fernzuzhalten.

Wir, so Ronson, haben diese öffentlichen «Demütigungsprozesse» zurückgeholt, gegen die Benjamin Rush, einer der Gründungsväter der USA, 1787 Stellung nahm, «[...] da doch die Schande ohnehin allgemein als wesentlich schlimmere Strafe als der Tod selber betrachtet wird».

Schlimmer als der Tod! Und offenbar fehlt es der Meute an Empathie; offenbar, so Ronson, «kam es keinem von uns in den Sinn, sich zu fragen, ob es der Person, die wir gerade gedemütigt hatten, gutgehe oder ob sie am Boden zerstört sei». Ronson selber gesteht, Teil dieser Meute gewesen zu sein, begeistert von der neuen Technik drosch er auf Leute ein «wie ein Kleinkind, das auf einen Revolver zukrabbelt».

Die Wirksamkeit dieses tödlichen Spielzeugs bekam ein Student zu spüren, den Ronson Hank nennt. Er und sein Freund Alex sassen in einer Konferenz für Technologie-Entwickler in Santa Clara, und sie kicherten über ein erfundenes Hardware-Teil mit Riesen-Dongle, sie tuschelten und kicherten, bis rechts vor ihnen eine junge Frau aufstand, sich zu den beiden umwandte, lächelte und ein Foto schoss.

Zehn Minuten später kam der Organisator der Konferenz auf die beiden zu und bat sie mitzukommen. Hank erklärte seinen dummen Witz und entschuldigte sich, die Sache war erledigt. Dachte er. Allerdings war sie es nicht ganz. Denn am nächsten Tag legte Adria, so hiess die junge Frau, nach und schrieb: «Hier Rechenschaft zu fordern, war mir wichtig. Die Typen hinter mir fühlten sich in der Masse sicher.» Sie meinte, in ihnen Muster eines «antinormativen» Verhaltens zu erkennen, das «gewaltbereite Menschenmengen, Lynchmobs et cetera» auszeichnet.

### Opfer auf allen Seiten

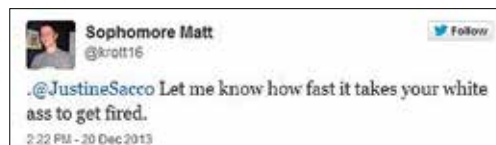
Nur Stunden später war Hank gefeuert. Harte Sache – er war Vater von drei Kindern. Nun drochen Männerrechtler auf Adria ein und legten die Website von Adrias Arbeitgeber lahm. Auch Adria wurde gefeuert. Das Verleumdungsspielzeug Twitter ist dann doch nicht so zielgenau wie ein Revolver – bisweilen ist es eher eine Bombe, die Opfer auf allen Seiten verlangt.

Besonders der Aspekt Scham interessiert Ronson. Die Frage, wie man mit einer öffentlichen Demütigung fertig wird. Er besucht einen Gouverneur, der seinem schwulen Freund Ämter zuschanzte, er besucht die Gerichtsverhandlung gegen ein paar Dutzend Männer, die auf der Kundenkartei einer Prostituierten standen, besucht Mörder im Hochsicherheitstrakt, einen Komiker, der beim Lügen auf offener Bühne ertappt und fertiggemacht wurde, sowie andere, die in einer Therapiegruppe mit ihrer Scham fertig zu werden versuchen.

Eine unterhaltsame Reise, eine bizarre Recherche. Er nimmt an einem Porno-Dreh teil, in

dem eine Frau gedemütigt wird. Er trifft sich mit kriminellen Netzaktivisten. Und er besucht Max Mosley, den die Scham nicht umbringen konnte – weil er keine empfand.

Mosley, Sohn des britischen Hitler-Bewunderers Oswald Mosley, Ex-Chef des Weltautomobilverbandes (FIA), hatte eine Sexparty veranstaltet, auf der er sich von uniformierten Prostituierten schikanieren und rasieren und nach Läusen absuchen liess wie die Insassen eines KZ. Das mittlerweile eingegangene Klatschblatt *News of the World* hatte darüber berichtet. Ein Privatdetektiv war sechs Monate lang auf ihn angesetzt.



«Ab nach Afrika»: Tweets von Justine Sacco.

Und Mosley war wütend. Er verklagte das Blatt, das behauptete, der Verbandspräsident habe damit die Juden und den Holocaust verhöhnern wollen. Er verklagte alle, die sich die Story zu eigen gemacht hatten, allen voran die *Bild*-Zeitung und Bild.de. Und Mosley gewann.

Ja, er war wütend, er war ausser sich darüber, dass man seine intimsten Veranlagungen an die Öffentlichkeit gezerrt hatte. Aber er schämte sich nicht. Er war Sadomasochist. Und er sagte: Na und? Andere haben andere Vorlieben.

Mosley selber bot im Gespräch mit Ronson diese Deutung an. Er weigerte sich einfach, sich zu schämen. «Sobald das Opfer den Pakt bricht und sich der Scham verweigert, fällt das alles in sich zusammen.»

«Vielleicht bin ich ein Soziopath», setzte er hinzu. Ein Psychiater habe ihn einst als solchen diagnostiziert.

### Rohes Fleisch für die Barrakudas

Wäre der Soziopath möglicherweise der Zukunftstyp, schüttelfest und beleidigungsresis-

tent, der uns im Hexengewitter der sozialen Medien entgegenwächst, ein Phänotyp, der überlebensfähig wäre?

Der andere Typ, der verbreitete, wäre der Meutenmensch im Netz, in Deutschland derzeit zerstritten über die Flüchtlingsfrage. Die

### «Sobald das Opfer den Pakt bricht und sich der Scham verweigert, fällt das alles in sich zusammen.»

Selbstgefälligkeit jener Deutschen, die dem Rest der Welt den guten, den besseren, den besten aller Menschen zum Modell vorgeben, nämlich sich selber, diese «Selbstgefälligkeit» hatte der über jeden Zweifel erhabene Historiker Heinrich Winkler kritisiert.

Als Test hatte ich Winklers Wort auf der Facebook-Seite einer erklärten Willkommensaktivistin zitiert. Die Seite vibrierte förmlich, als hätte ich ein Pfund rohes Fleisch in einen Tümpel mit Barrakudas geworfen: Gutmenschen, die auf ein Fingerschnipsen hin zu Wutmenschen werden.

Der Tümpel schäumte vor Beschimpfungen, alle von der Preisklasse, die Justine Sacco zu erdulden hatte, und zwar nicht gegen Winkler, sondern gegen mich.

Doch die Raserei der guten Deutschen scheint grenzenlos. Jon Ronson, der Forscher bizarrer Geheimbünde und Kulte, wäre bei uns auf den bizarrsten aller Kulte gestossen, den VgD, den Verein guter Deutscher.

Der VgD erklärt alle zu Nazis, die nicht einverstanden sind mit dem Kurs der Regierung, denn selbstverständlich ist auch die Regierung Mitglied des VgD. Da diesmal, 75 Jahre später, der Widerstand gegen die Nazis endlich klappen soll, wird er ohne Rücksicht auf Verluste geführt – besonders in den sozialen Medien.

So alimentiert die Bundesregierung, die von einer in der DDR sozialisierten Kanzlerin geführt wird, den Denunziantenverein Amadeu-Antonio-Stiftung, dem seinerseits eine in der DDR erprobte Denunziantin, die Ex-Stasi-Agentin Anetta Kahane vorsteht. Ihr Job ist es, politisch missliebige Kommentare in den sozialen Netzwerken zu markieren und deren Löschung durch Facebook zu besorgen.

Einst waren die sozialen Netzwerke eine prima Idee, um auch denen, die sonst nicht gehört werden, Gehör zu verschaffen. In Deutschland sind sie erneut ein Terrain für Zusammenrottungen und Meuten, sind sie systemkonforme Jagdreviere.

Ronson hätte über diese Pointe nicht schlecht gestaunt.

Jon Ronson: In Shitgewittern – Wie wir uns das Leben zur Hölle machen. Tropen. 330 S., Fr. 19.90



## Islamisierung

# Zurück ins Mittelalter

In unseren Familienferien in Italien mussten wir uns statt mit christlicher Kultur und Kunstgeschichte mit Terror und dem Islam auseinandersetzen. In Rom hat man ein ständiges Gefühl des unmittelbar bevorstehenden Notfalls.

Von Zoë Jenny

In der Darstellung «Das Ende der Welt» im Dom von Orvieto stürzen die Sterne wie Hagel von einem schwarzen Himmel auf die Erde, der Mond ist blutrot gefärbt. Die Menschen flüchten vor dem Terror des Untergangs. Die Angst ist den Gesichtern der Menschen und den schmerzlichen Verrenkungen und Verzerrungen ihrer Körper anzusehen. Dieser dramatische Freskenzyklus von Luca Signorelli aus dem 15. Jahrhundert – ein Meisterwerk der italienischen Renaissance – hatte bei einer Italienreise, die ich als Jugendliche unternommen hatte, einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Als ich im Sommer in die kleine Stadt in Umbrien zurückkehrte, war sie immer noch so pittoresk, wie ich sie in Erinnerung hatte. Nur war es nicht mehr so friedlich, denn heute steht vor dem Dom eine Gruppe von Soldaten in voller Kampfmontur.

Die Maschinengewehre gut sichtbar, schreiten sie vor dem berühmten Dom über die Piazza. Die *soldati* sind gesprächig und erklären uns, dass sie in Sechs-Stunden-Schichten zu je vier Mann rund um die Uhr im Einsatz sind und, so wie die Lage aussieht, hier sind, um zu bleiben. Sie sollen apokalyptische Szenen, wie sie Signorelli in den Fresken so eindrücklich darstellte, auf diesem Platz verhindern.

### Unter der Kopfbedeckung der Nonne

Das Bild des Doms von Orvieto hat sich für immer verändert. Es wird wahrscheinlich in den nächsten Jahrzehnten nicht mehr möglich sein, diesen schönen Ort zu besuchen, ohne dass man bei der massiven Präsenz von Militär daran erinnert wird, dass christliche Symbole, von denen es gerade in Italien nur so wimmelt, beim Islamischen Staat (IS) ganz besonders verhasst sind. Bei den Anhängern des IS steht der Petersdom in Rom derzeit wahrscheinlich auf der Anschlagswunschliste ganz oben. Als wir in Rom den Petersdom besuchen, ist es ein bisschen wie beim Flughafen. Sogar meine sechsjährige Tochter muss ihr Täschchen öffnen. Den Terroristen würde man mittlerweile auch zutrauen, für ihre absurde Mission gegen die «infidels» Kleinkinder einzusetzen und eine Bombe wie einen Lollipop aussehen zu lassen.

Eigentlich wollten wir uns in Ruhe den Petersdom anschauen, stattdessen werden wir Zeugen absurder Szenen. Einer der Polizisten ruft einem anderen zu: «Sotto cappello!» Eine unge-

fähr sechzigjährige Nonne wurde durchgesehen, ohne dass man unter ihre Kopfbedeckung geschaut hat. Sie wird sogleich zurückgepiffen, damit man sie nochmals kontrollieren kann.

Wenn man seinen Kindern heute Italien zeigen will, ist man mit der Präsenz von Militär konfrontiert. Ganz Rom ist belagert, nicht nur von Touristen, sondern von Carabinieri. Polizeiautos auf jedem Platz. Man hat das Gefühl, als ob andauernd der imminente Notfall herrscht. Wenn man meine Tochter fragt, was sie in Rom gesehen hat, sagt sie: «Viele Polizis-



Ganz Rom ist belagert.

ten.» Anstatt mit christlicher Kultur und Kunstgeschichte muss man sich mit Terror und dem Islam auseinandersetzen.

Irgendwann werde ich meiner Tochter erklären müssen, warum man in Europa immer mehr verschleierte Frauen sieht, die einige Meter hinter ihren Männern hergehen müssen. Es ist durchaus erschreckend, dass man heutzutage einem Mädchen erklären muss, was eine Burka ist und dass es Länder gibt, in denen es normal ist, dass man Frauen einsperren darf oder sie wie in Saudi-Arabien zur Strafe auspeitscht, wenn sie Auto fahren wollen. Die Verachtung und Respektlosigkeit gegenüber

Frauen in fundamentalistisch geführten islamischen Ländern ist so tiefgreifend und profund, dass das Wort Integration daran zerschellt. Es ist immer wieder überraschend, mit welcher Naivität man davon ausgeht, Männer in unsere Gesellschaft integrieren zu können, für die nichts selbstverständlicher ist, als Frauen wie Untermenschen zu behandeln. Da wird auch ein Deutschkurs nichts helfen. Integrationsprogramme mögen sinnvoll erscheinen, sie werden aber das abwertende, versteinerte Frauenbild extrem gläubiger Muslime nicht ändern, geschweige denn einen fanatischen, zum Suizid bereiten IS-Anhänger davon zurückhalten, einen Terroranschlag zu verüben.

In der kleinen Gemeinde am Stadtrand südlich von Wien, wo ich jetzt wohne, hat man sich bemüht, dem Zuwanderungstsunami gerecht zu werden und 1,5 Prozent der Bevölkerung an Flüchtlingen aufzunehmen.

Als die Gemeinde gutmeinend und im Sinne der Integration eine Zusammenkunft organisierte, kamen von den Flüchtlingsfamilien nur die Männer. Die Frauen durften nicht mit. Die real gescheiterte Integration zeigt sich an dem unumstößlichen Prinzip patriarchaler Weltanschauung, dass Frauen im öffentlichen Leben grundsätzlich nichts zu suchen haben.

Ein Mann aus dem Irak fordert bei der kleinen österreichischen Gemeinde für seine Frau ein Fitnessgerät an, damit sie sich bewegen kann. Auf den Hinweis, seine Frau könne doch herrlich im Wienerwald joggen gehen, kommt die Antwort, die Frau dürfe nicht allein raus. Um der Ruhe willen wird die Anfrage schliesslich bewilligt, und die Frau bekommt ein Fitnessgerät. Die Gemeinde will keinen Ärger und unterstützt damit ein System, das mit den freiheitlichen Werten eines liberalen Rechtsstaates nicht zu vereinen ist. Die Gleichberechtigung, die die Frauen in der westlichen Welt jahrzehntelang hart erkämpft haben, gilt nicht mehr. Wir sind wieder im Mittelalter. Auch das ist eine Folge einer einseitig ausgelegten «Willkommenskultur», deren negative und einschneidende Folgewirkungen man heute schon erahnen kann. Im April dieses Jahres meinte der Polizeichef von Wien, Gerhard Pürstl, Frauen sollten am Abend nicht mehr ohne Begleitung auf die Strasse gehen.

Zoë Jenny ist Schriftstellerin und lebt bei Wien.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Frantz	★★★★☆
Regie: François Ozon		
2	War Dogs	★★★★☆
Regie: Todd Phillips		
3	The Light Between Oceans	★★★★☆
Regie: Derek Cianfrance		
4	Sing Street	★★★★☆
Regie: John Carney		
5	Toni Erdmann	★★★★☆
Regie: Maren Ade		
6	Snowden	★★★★☆
Regie: Oliver Stone		
7	Miss Peregrine's Home ...	★★★★☆
Regie: Tim Burton		
8	Finding Dory	★★★★☆
Regie: A. Stanton/A. MacLane		
9	Tschick	★★★★☆
Regie: Fatih Akin		
10	The Magnificent Seven	★★★★☆
Regie: Antoine Fuqua		

### Kinozuschauer

1 (1)	Finding Dory (3D)	39 359
Regie: A. Stanton/A. MacLane		
2 (2)	Bad Moms	17 534
Regie: Jon Lucas, Scott Moore		
3 (3)	War Dogs	13 752
Regie: Todd Phillips		
4 (-)	Snowden	10 841
Regie: Oliver Stone		
5 (-)	Miss Peregrine's Home ...	9395
Regie: Tim Burton		
6 (-)	Sausage Party	3967
Regie: Conrad Vernon, Greg Tiernan		
7 (-)	Frantz	3966
Regie: François Ozon		
8 (4)	The Magnificent Seven	3499
Regie: Antoine Fuqua		
9 (7)	The Secret Life of Pets	3316
Regie: Chris Renaud, Yarrow Cheney		
10 (-)	Blair Witch	3071
Regie: Adam Wingard		

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Warcraft: The Beginning (Universal)
2 (1)	The First Avenger – Civil War (Disney)
3 (2)	X-Men:Apocalypse (Fox)
4 (3)	Angry Birds (Sony)
5 (5)	The Jungle Book (Disney)
6 (4)	Bibi & Tina 3 (Tudor)
7 (-)	Kingsglaive: Final Fantasy XY (Sony)
8 (-)	Das Jerico-Projekt – Im Kopf des Killers (Impuls)
9 (7)	Bad Neighbors 2 (Universal)
10 (6)	Gods of Egypt (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Fegefeuer und Paradies: Tom Hanks und Felicity Jones in «Inferno».

### Kino

## Katakomben des Abendlands

Dan Browns Verschwörungs-Bestseller wurden alle verfilmt wie auch das jüngste Machwerk «Inferno» – und wieder ist Tom Hanks auf wilder Schnitzeljagd. Von Wolfram Knorr

Seit Harvard-Professor Robert Langdon (Tom Hanks) tief hineinblickt in die abendländische Kultur-Historie, erblickt er schauernd, wie mit alten Meistern, von Leonardo da Vinci («The Da Vinci Code», 2006), Galileo Galilei («Illuminati», 2009) bis Dante, übelst Schindluder getrieben wird. Ihr Hochleistungs-Œuvre wird von üblen Gesellen für Rätseleien missbraucht, Penta- und Anagramme werden in Knieholz verwandelt, damit Verfolger wie Langdon drin steckenbleiben. Die Beutestücke der Verschwörer sollen den studierten Symbologen Langdon so richtig das Fürchten lehren. Millionen und Abermillionen von Gewohnheits-Zeitgenossen sollen bedenkenlos von den Apokryph-Hitzköpfen hinters Licht geführt und die Welt von ihnen gleich aus den Angeln gehoben werden.

Für Langdon ist dies ein Horror, weshalb er sofort zum Enträtseln der Ana-, Penta- und sonstiger Programme aufbricht und zu diesem Behufe in die Hochburgen des Abendlandes jetten muss, nach Paris, Florenz, Rom, Istanbul, hinein in die Tempel der Kultur, vom Louvre über die Uffizien bis zur Hagia Sophia, wo die Schwurbel-Konspirateure mit vertrackten Kunst-Knobeleyen herumpopeln. Und weil sie wissen, dass Langdon ihnen das Handwerk legen will, versuchen sie, ihn daran zu hindern und ihn am besten gleich zu liquidieren.

Erfunden hat die Windbeutelerei der Exlehrer Dan Brown und damit Megaseller erzielt. Sein Rezept: die christliche Kulturhistorie ins Zwielicht tunken, mit Täuschungsspielereien dämonisch verrätseln, den Helden auf ein Karussell der Komplotte setzen und ihn mit Schnitzeljagden, die Kinder schon immer gerne spielten, schwindeln machen. So folgt auch die jüngste Brown-Schlitzohrerei «Inferno» dem soliden Muster. Langdon hat es diesmal mit einer besonders üblen Geheimorganisation zu tun, die mit einem Serum die Menschheit dezimieren will, weil die Erde total überbevölkert ist.

Der Schlüssel zur Verhinderung dieser Megakatastrophe liegt in Dante Alighieris «Göttlicher Komödie», jenem Grosswerk über das Jenseits, über Hölle, Fegefeuer und Paradies. Das Opus steckt voller Zahlensymbolik, was Langdon schwer zusetzt und ihn blind wie einen Maulwurf macht.

Denn er erkennt bald nicht mehr, dass mancher Helfer gar keiner ist. Atemlos wird beim Enträtseln – immer mit dem Feind auf den Fersen – durch Geheimgänge gewuselt, über Mauern gehechtet, durch Hinterhöfe getürmt. Ein Spiegelkabinett. In dem verliert nicht nur Langdon bald die Orientierung.

Hollywood-Routinier Ron Howard («The Da Vinci Code») hat «Inferno» mit der zurzeit beliebten Handkamera auf die Leinwand gefetzt,

an Originalorten gedreht und mit Tom Hanks, dem Mittelstandsbürger par excellence, solide besetzt. In der jüngsten Kultur-Katakomben-Hatz wirkt der ein wenig lustlos, und richtige Spannung will auch nicht mehr aufkommen. Die Story zerbröckelt im allzu konstruierten Täuschungs-Hin-und-Her. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**American Honey** — Die achtzehnjährige Star (Sasha Lane) flüchtet aus ihrem versifften, zukunftslosen *white trash*-Milieu in die Arme des lässigen Halodris Jake (Shea LaBeouf), der mit einer jugendlichen Drückerkolonne durchs Land tourt, um den US-Bürgern aller Klassen Zeitschriften-Abos unterzububeln. Jeder Trick ist erlaubt, und der grösste Trickser ist Jake. Gemanagt wird die freakige Rasselbande von der kalten Blondine Krystal (Riley Keough). Das Roadmovie über abgehängte Jugendliche, die sich ihren American Dream trotzdem nicht nehmen lassen wollen, hat die Britin Andrea Arnold («Fish Tank») mit viel Temperament und wilder Vitalität in Szene gesetzt. Die Drücker-Trips dienen Arnold dazu, ein möglichst komplexes Gesellschaftsbild der USA einzufangen, allerdings zuweilen auf Kosten der Glaubwürdigkeit. Mit über zweieinhalb Stunden Dauer ist der Film zu lang, zumal die Story sich nicht entwickelt. ★★★☆☆



Wilde Vitalität: «American Honey».

## Fragen Sie Knorr

Ich bin ein grosser Fan von Jason Statham in «Mechanic: Resurrection». Der Film wurde von einem Deutschen inszeniert. Hatte das irgendeinen Einfluss auf das Drehbuch? A. C., per E-Mail



Wenn ein deutscher Regisseur nach Hollywood kommt, wird er erst mal «getestet», sein Einfluss auf den Film bleibt dabei in den meisten Fällen gering. Dennis Gansel, um den es hier geht und der übrigens interessante Filme in Deutschland drehte («Die Welle»), soll Änderungen bei der Figur vorgeschlagen und

**L'économie de couple** — Als 1973 Ingmar Bergmans «Szenen einer Ehe» Furore machten, klammerte er in seinem Seeleninferno die Kinder der beiden einfach aus. Die brutale Einsparung des Konfliktstoffs wurde ihm zu Recht vorgeworfen. Der Belgier Joachim Lafosse, ein



Ehe-Hickhack: «L'économie de couple».

Spezialist für Beziehungsdramen («A perdre la raison»), konzentriert sich in seinem Ehe-Hickhack eben nicht nur auf Mann und Frau, sondern auch auf die Kinder und vor allem auf ihr Zuhause – und genau das macht diese Szenen einer Ehe so glaubwürdig. Marie (Bérénice Bejo) und Boris (Cédric Kahn), seit zehn Jahren verheiratet, Eltern von aufgeweckten Zwillingen, sind am Ende. Ihre Ehe ist kaputt, und dennoch wohnen sie weiterhin unter einem Dach. Sie will, dass er geht, er beharrt darauf, zu bleiben, weil er viel an der Wohnung mitgestaltet hat; sie besteht darauf, weil sie sie finanzierte. Das Faszinierende ist der Ort der Handlung: eine lauschige Wohnung mit Garten, und nur in ihr spielt der Film. Sie hat etwas Klaustrophobisches und zugleich Befreiendes, auch dank der Kinder, die emotional zwischen ihren streitenden Eltern hin und her gerissen sind. Wenn Boris durchs Tor die Strasse betritt, entsteht der Eindruck, als gäbe es dahinter kein Leben mehr. Das chaotische Lebensarrangement ist von hoher Suggestionskraft und sehr wahrhaftig. ★★★☆☆

diese dann Jason Statham unterbreitet haben. Das Problem war, dass das Drehbuch bereits fix und fertig war und Statham dann praktisch jede Änderung ablehnte. Als der Film gedreht war, folgte das «Mechanic»-Sequel wieder dem üblichen Schema. Beim Final Cut konnte Gansel sowieso nicht mitbestimmen. Da braucht es Durchhaltewillen, um sich dann (vielleicht) durchzusetzen.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Drei Memorials

Von Peter Rüedi

Pianist Giovanni Guidi, 31, und Posaunist Gianluca Petrella, 41, bildeten einst eine starke Achse in der Band von Enrico Rava, der wir schon das schöne Album «Tribe» verdanken (ECM, 2011). Ihre Zusammenarbeit setzten die beiden auch ausserhalb des Quintetts der legendären Vaterfigur des modernen italienischen Jazz fort: im Duo und in um zugezogene Gäste erweiterten Gruppen. Beide sind sie Improvisatoren, denen Freiheit so wichtig ist wie eine sinnfällige musikalische Organisation. Daher hat ihre Kooperation allemal diese faszinierende Vieldeutigkeit: Als Zuhörer meinen wir uns auf scheinbar vertrautem Gelände zu befinden, bis wir, immer mal wieder, aus den hereinbrechenden Rändern von Unvorhersehbarem durchgeschüttelt werden. Das gilt auch für Guidis und Petrellas jüngstes Opus, für das Produzent Manfred Eicher als zusätzliche Stimmen den französischen Klarinettenisten Louis Sclavis und dem US-Drummer Gerald Cleaver engagierte. Ein Quartett also ohne Bass, aber zumindest in einem Teil des Repertoires mit zielgerichtetem Drive agierend. Die spontan gefundenen gemeinsamen Nenner klingen wie auskomponiert (die meisten Titel sind kollektive Erfindungen von Guidi und Petrella, andere sind von Guidi, Petrella, Cleaver gezeichnet, und die freiesten Stücke sind Kreationen des ganzen Quartetts). Zwei sind auch ausgeschrieben: das Titelstück «Ida Lupino», eine Hommage an dessen Komponistin Carla Bley und an den im Januar verstorbenen Paul Bley, der das Stück berühmt gemacht hat; und ein der italienischen Resistenza zugedachtes Requiem des Cantautore Fausto Amodei («Per i morti di Reggio Emilia»). Ein weiteres Stück wurde unfreiwillig zum Memento für den im April verstorbenen Gato Barbieri («Gato!»). Zu all diesen Grabgesängen passt die allgemein nachdenkliche und auf unsentimentale Weise lyrische Grundstimmung dieser gedämpft ausgelassenen und bewegt feierlichen Musik («commosso, ma non troppo», sozusagen): eine schöne, inspirierte, demokratische Angelegenheit, in der keiner sich vordrängt und über der doch das sonore Blech von Petrellas fabelhafter Posaune glänzt.



Giovanni Guidi, Gianluca Petrella, Louis Sclavis, Gerald Cleaver: Ida Lupino. ECM 2462

## Es läuft gut

Grosser Andrang bei der Vernissage des Fotografen Willy Spiller im «Au Premier»; neuer Verlag, neues Buch. *Von Hildegard Schwaninger*



«Private Viewing»: Filmstar Harrelson (l.), Fotograf Spiller in Zürich.

**Tina Candrian** und der Galerist **Christophe Guye** sind ein Power-Team, wenn sie gemeinsam Ausstellungen gestalten. Im Zürcher Bahnhofbuffet «Au Premier», das der Familie Candrian gehört, organisiert die für Kommunikation und Public Relations zuständige Tina Candrian Kunstausstellungen. Wenn es um Fotokunst geht, macht sie das mit Christophe Guye, der sich mit seiner Galerie an der Dufourstrasse als eine der ersten Zürcher Adressen für Fotokunst etabliert hat. Jetzt stellen sie **Willy Spiller** aus. Fotos aus den Jahren 1977–1984, als Spiller als Fotoreporter in New York lebte. «Hell on Wheels» ist eine Fotoserie aus der Subway, in einer Zeit, als die Bronx, Brooklyn und Manhattan noch crazy, rebellisch und gefährlich waren.

An der Vernissage war es gestossen voll. Ein bunter Querschnitt durch viele Schichten. Wie



Extra aus Arles angereist: Bice Curiger.

die Menschen, die Willy Spiller im Laufe seines Lebens fotografiert hat. Der Fotograf war «sehr berührt», dass viele Freunde den weiten Weg nicht gescheut hatten. **Bice Curiger**, Direktorin der Fondation Vincent van Gogh, kam extra mit dem Zug aus Arles (acht Stunden Fahrt), für Spiller «ein Zeichen der Treue». Der Architekt **Max Dudler** kam aus Berlin (er hat dort sein Büro mit 130 Mitarbeitern, baut zurzeit viel in Moskau), **Urs Stahel** (früher Fotomuseum Winterthur) war da, Regisseur **Christian von Castelberg** (auch aus Berlin angereist), der Maler und Fotograf **Walter Pfeiffer** (Spiller: «ein Jugendfreund»). Die Familie Candrian sorgte wie immer bei den «Au Premier»-Vernissagen dafür, dass alle genug zu essen und zu trinken hatten.

Der Bildband «Hell on Wheels» erscheint bei Sturm & Drang. Der Verlag wurde von **Reto Caduff** vor zwei Jahren gegründet. Caduff lebt seit achtzehn Jahren in Los Angeles, sein Geld verdient er mit Künstler-Dokus. Gesponsert wurde der Bildband von **Rudolf (Ruedi) Sprüngli**. Er kennt Willy Spiller aus New York, wo Sprüngli für sein Familienunternehmen Lindt & Sprüngli tätig war und von Spiller fotografiert wurde (Reportage über Schweizer in New York). Spiller: «Ohne Ruedi Sprüngli hätten wir das Buch nicht machen können. Ich habe ihn angerufen, er war gerade beim Segeln und hat spontan ja gesagt.» **Thomas Walther**, der weltgrösste Fotosammler (Thomas Walther

Collection im Museum of Modern Art in New York), für Spiller «ein guter Freund – ohne Geschäftsbeziehung», war da. Noch bevor die ersten Gäste eintrafen, kam ein internationaler Star zum «Private Viewing»: **Woody Harrelson**, der Schauspieler aus Texas, erschien mit der Schriftstellerin **Aly Cha** («Schnee im April»), die in Zürich und New York lebt.

Für Willy Spiller läuft es zurzeit gut. Auch privat könnte es nicht besser sein. Spiller war schon mehrmals verheiratet (wie oft, hat er vergessen: «Ich lebe in der hoffnungsvollen Zukunft»), seine beiden Teenager-Töchter waren an der Vernissage. Seit neun Jahren lebt er mit **Tina Schiess**, und demnächst plant er seine Hochzeit. Tina Schiess ist Farbgestalterin, sie sah wunderschön aus an der Vernissage in ihrem schlichten schwarzen Kleid. Ihr Vater, Peter Schiess, war auch da, er ist Professor (Forstwirtschaft) an der University of Washington in Seattle.

**W**as macht ein Mensch, der Schriftsteller werden will, aber keine Zeit hat, einen Verlag zu suchen (und vielleicht auch keinen finden würde)? Er gründet selber einen Verlag – und bringt seine Bücher heraus. So macht es der 39-jährige Zürcher **Rico Kunzmann**. Er begann zu schreiben, als er die Kantonsschule Rämibühl besuchte. Bei Novartis machte er seine Doktorarbeit in Genetik, dann eine Umschulung zum Lehrer, heute unterrichtet er im Kanton Aargau. Mittlerweile hat er eine Frau und zwei Kinder. Seine Frau **Ulla** arbeitet als Wissenschaftlerin an



Viel Lokalkolorit: Verleger Kunzmann.

der ETH Zürich. Kunzmann muss schreiben. Er schreibt jeden Tag. Seine ersten Kurzgeschichten, «Bei mir in Zürich», und die Novelle «Hafner» sind vor ein paar Jahren erschienen.

Jetzt gründete er den «1977 Verlag», das erste Buch heisst «A.G.v.L. Kunsthandel, Rämistrasse 3, 8001 Zürich», enthält viel Lokalkolorit und beschreibt das Lebensgefühl eines verwöhnten Kunsthändlers, der nicht viel zu tun hat und irgendwie seine Tage durchbringt. Geschrieben hat es der 1981 geborene **Christian Frei**, wobei unklar ist, ob es sich um einen real existierenden Menschen oder um ein Pseudonym des Verlegers handelt.

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Kalaschnikow-Party

Die beiden Geschäftsführer Rasmus Aarup Christiansen, 28, und Mads Thorsdal, 29, wissen, was Männer in den letzten Tagen vor der Hochzeit wollen: Action und Striptease.



**Stag-Industrielle:** Christiansen (l.), Thorsdal.

**Rasmus:** Die sogenannte *stag*-Industrie wurde lange Zeit belächelt. Jetzt nicht mehr. Seit 2001 sind mehr als 100 000 Männer mit uns verreist. Spezialisiert auf Junggesellenabschiede, planen wir alles: von A wie Anreise – bis Z wie Zimmermädchen-Strip. Am Reiseziel steht unseren Kunden rund um die Uhr ein Guide zur Verfügung.

**Mads:** In Europa kommt der Trend, den Polterabend ausgiebig zu feiern, vor allem von Grossbritannien her – die männlichen Bewohner der Insel gehören auch für uns zum grössten Markt. Seit einigen Jahren steigt aber auch das Interesse in deutschsprachigen Ländern. Die Schweizer reisen am liebsten in Richtung Amsterdam, Budapest und Barcelona, aber auch deutsche Städte wie München und Berlin sind sehr beliebt. Prag ist die Poltertraumdestination schlechthin, und unser Angebot in dieser Stadt ist entsprechend gross. «Steak und Strip», «Schiessstand mit Rambo» oder «Waffenfest inklusive Kalaschnikow» laufen sehr gut. Es geht hier nicht um ein feinsinniges Angebot, sondern darum, dass die Reise unvergesslich wird. Inzwischen sind wir in sechzehn Städten mit über 300 Aktivitäten vertreten.

**Rasmus:** Welches sind die grundsätzlichen und legitimen Bedürfnisse einer Polterrunde?

Das lässt sich am besten mit unserem Motto erklären: «Bier, *babes* und Ballern». Zu einem Junggesellenabschied gehören Action am Tag und eine Partynacht, je nach Vorliebe mit Striptease in verschiedenen Szenarien. Aktivitäten wie Paintball, Rafting oder Bubble-Fussball, aber auch entspannte Dinge wie Spa und Wellness passen in beinahe jedes Budget. Ein Flug im Militärjet oder eine Fahrt in der Hummer-Limo kosten etwas mehr, ebenso wie die Unterkunft im superluxuriösen Hotel.

**Mads:** Ob die Bräute – damit meinen wir die Ehefrauen in *spe* – genau wissen, was ihre zukünftigen Ehemänner gebucht haben und was alles dazugehört, wissen wir nicht. Unter den vielen Gruppen, die pro Jahr mit uns reisen, gibt es hin und wieder Änderungen oder sogar Stornierungen, weil die Braut mit den Plänen nicht einverstanden ist. Männer wollen, kurz bevor sie in den Hafen der Ehe einlaufen, etwas Besonderes erleben, darin sehen wir nichts Schlechtes. Das Erlebnis mit Freunden steht im Vordergrund und das Feiern des Bräutigams im Mittelpunkt. Was brav ist und was nicht, liegt natürlich im Auge des Betrachters. Wir haben allerdings klare Richtlinien: Eine rauschende Partynacht mit einer Strip-Vorführung als Unterhaltungselement geht in Ordnung, was darüber hinausgeht, wollen wir aber nicht, und beim Thema Sex ziehen wir klare Grenzen.

**Rasmus:** Ich heirate tatsächlich nächstes Jahr im August und versuche, keine allzu grossen Erwartungen an den Junggesellenabschied zu haben, denn das ruiniert nach unserer Erfahrung meistens den Spass. Viele unserer Aktivitäten habe ich natürlich bereits selbst getestet. Was soll ich sagen? Mein Polterabend soll vor allem als gute Zeit mit meinen besten Freunden in Erinnerung bleiben. Mehr will ich aus strategischen Gründen nicht verraten.

www.pissup.de  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Das Puzzle

Von Andreas Thiel — Als der Philosoph am Sandstrand die ganze Welt entdeckte.

**Journalist:** Professor Waldvogel, als Philosoph haben sie ein Leben lang versucht, die Einzelteile dieser Welt zu einem Ganzen zusammenzufügen. Wenn Sie auf Ihr Lebenswerk zurückblicken, wie weit sind Sie gekommen?



**Waldvogel:** Der Durchbruch gelang mir erst als Pensionär im Urlaub auf Ibiza. Als ich am Strand lag und den Sand durch die Finger rieseln liess, fragte ich mich, wie dieser Strand wohl ausgesehen haben mochte vor seiner Erosion, als er noch ein Berg gewesen war.

**Journalist:** Und wie hatte er ausgesehen?

**Waldvogel:** In den folgenden Wochen und Monaten versuchte ich, den Sandstrand wieder zu diesem Berg zusammenzufügen. Nach ein paar Jahrhunderten hatte ich bereits mehrere tausend passende Sandkörner gefunden, die sich zu kleinen Kieselsteinen zusammensetzen liessen. Ein paar Jahrtausende später standen am Strand schon mehrere fertige Felsbrocken rum. Und mir wurde klar, dass ich dabei war, hier nicht nur einen Berg, sondern ein ganzes Gebirge zu rekonstruieren. In den nächsten paar Millionen Jahren gelang es mir, mehrere Berge dieses Gebirgsmassivs in ihrer ursprünglichen Form wiederherzustellen. Und mir wurde allmählich bewusst, dass ich hier am Strand das Puzzle für einen ganzen Planeten gefunden hatte. Irgendwann kam der liebe Gott vorbei. Ich zeigte ihm meine Arbeit. Er nickte und lobte mich und bestätigte, dass ich bisher alle Sandkörner richtig zusammengesetzt hatte. Er schaute mir noch ein paar tausend Jahre lang zu. Dann verliess er mich wieder, aber nicht ohne mich darauf aufmerksam zu machen, dass die Welt, in der ich mich befände, die Welt sei, die ich da versuchte, zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Die *Weltwoche* enthüllt und deckt auf. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen. Die *Weltwoche* hat eine klare Ausrichtung, aber auch die grösste Meinungsvielfalt. Seit 1933 setzt sich das traditionsreiche Wochenblatt mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01





## «Die Krise ist unser Freund»

Jean-Claude Biver bewegt die Uhrenindustrie. Sein neuester Coup: die Allianz von Zenith und Land Rover. Von Florian Schwab



«Erfolg ist ein Warnzeichen»: Unternehmer Biver (l.) mit Land-Rover-CCO Gerry McGovern.

**Herr Biver, die Zeiten in der Schweizer Uhrenbranche sind schwierig. Was bringt Sie um den Schlaf?**

Ich schlafe so wenig, dass ich jederzeit auf der Stelle einschlafen könnte. Die meisten, die zu viel schlafen, bewegen nichts.

**Wenn Sie auf die Uhrensparte von LVMH blicken: Besteht Anlass zur Sorge?**

Wir sind dieses Jahr 4 Prozent im Plus bei den Verkäufen, bei Tag Heuer sind es 20 Prozent, grösstenteils dank der «Connected»-Watch. Im Vergleich dazu ist der Gesamtmarkt 12 Prozent im Minus. Die Krise ist unser Freund. Nur dann kann man mit einem Wachstum von nur 4 Prozent die Branche um 16 Prozent übertreffen. Daher investieren wir viel. Vielleicht mehr, als normalerweise vernünftig ist.

**Das klingt gewagt.**

Wenn Sie in einer belebten Strasse sind und etwas rufen, hört Sie kaum einer. Wenn es

aber um Sie herum still ist, dann hallt es wider wie in einem griechischen Tempel.

**Wo investieren Sie besonders?**

In Social Media, Forschung und Entwicklung und in Distributionskanäle. Hublot eröffnet demnächst Läden in Las Vegas und Cannes, und in der Fifth Avenue in New York wurde das Geschäft vor einigen Wochen eröffnet.

**Also läuft alles hervorragend?**

Gott bewahre! Erfolg macht träge. Er ist ein Warnzeichen. Warum haben wir Schwierigkeiten in der Uhrenindustrie? Weil wir jahrelang stark auf die Chinesen gesetzt haben, bei denen sich die Uhren wie von selbst verkauften. Das war vielleicht auch der Fehler von Zenith, den wir jetzt korrigieren.

**Was macht Zenith aus?**

Es ist eine wunderbare Traditionsmarke, bei der sich lange alles um das Uhrwerk gedreht hat. Aber es fand wenig Kommunikation darüber statt. Sie können ein Krebsmittel er-

finden, und es nützt Ihnen nichts, wenn niemand davon erfährt.

Es gibt bereits etliche Kooperationen zwischen Auto- und Uhrenmarken. Jaeger-LeCoultre und Aston Martin, Breitling und Bentley oder Ferrari und Panerai. Jetzt kündigt Zenith eine Zusammenarbeit mit Land Rover an.

Land Rover und Zenith machen Prestige-Produkte. Sie sprechen eine ähnliche Kundenschaft an. Beides sind Traditionsmarken mit einer grossartigen Substanz. Deren DNA wollen wir verschmelzen. Die Omega «Master» und die Breitling «Pilot» atmen den Geist der Cockpit-Ambiance. Und Zenith

---

**«Die alten Uhrmacher waren die Computer-geeks des vorindustriellen Zeitalters.»**

---

hat eine Range-Rover-Ambiance. Der Range Rover und unser Uhrwerk «El Primero» (das erste Chronografenwerk mit Automatikauflaufzug) sind beide 1969 entstanden und haben sich behutsam und evolutionär entwickelt, wie Menschen es tun: Sie nehmen die Veränderungen nur dann wahr, wenn Sie jemanden sehr lange nicht gesehen haben.

**Welches sind die ersten sichtbaren Zeichen der Zusammenarbeit?**

Zenith bringt in Kürze eine Range-Rover-Sonderedition von «El Primero» heraus. Die Materialien sind von der Automarke inspiriert.

**Land Rover ist *very British*, und Zenith legt Wert auf seine *Swissness*. Beisst sich das nicht?**

Wo denken Sie hin! Die schweizerische Uhrenindustrie wurde von Hugenotten gegründet. Bereits zuvor gab es den Wirtschaftszweig in Grossbritannien und in Deutschland. Und ich verrate Ihnen noch etwas: Die Uhrenindustrie hat die Entwicklung des Automobils befruchtet.

**Wie das?**

Die alten Uhrmacher waren besessen davon, sich die Regeln der Mechanik zunutze zu machen. Es waren wissenschaftliche Tüftler, wenn Sie so wollen: die Computer-geeks des vorindustriellen Zeitalters. Sie haben die Kupplung erfunden. Wenn Sie eine zehnfache Umsetzung brauchen, wie viele Zähne muss dann das Zahnrad haben? Auch im Bereich von Forschung und Entwicklung möchten Zenith und Land Rover eng zusammenarbeiten.

Jean-Claude Biver leitete zehn Jahre als CEO die Uhrenmarke Hublot, bevor er 2012 zum Präsidenten des Verwaltungsrates ernannt wurde. Seit 2014 leitet er die Uhrensparte des französischen Luxusgüterkonzerns Moët Hennessy Louis Vuitton SE LVMH, zu der die Marken Hublot, Tag Heuer und Zenith gehören.

Die Fragen stellte Florian Schwab.

## Syrah nord

Von Peter Rüedi



Was zeichnet den Amateur vor dem Profi aus? Zweifellos die Leidenschaft. Er beschäftigt sich mit einer Sache, weil sie seine freie Wahl ist und erst in zweiter Hinsicht eine ökonomische Notwendigkeit oder ein aus welchen Zwängen immer praktiziertes Metier. Beim Weinbau, wo das Individuum angesichts der limitierten Zahl von Ernten naturgemäss einen beschränkten Erfahrungshorizont hat, ist der generationenübergreifend tradierte Sachverstand nicht zu unterschätzen. Andererseits hat der Quereinsteiger einen frischen Blick, ein selbstverständliches Misstrauen gegen Routine, was im Verbund mit der Liebe zur Sache dieser am Ende nicht selten zu unerwartetem Glanz verhilft. So im Fall des Unternehmens, das der Walliser Arzt Patrick Regamey mit den Partnern Alexandre Challand und James Paget und dem Önologen Benoit Paris (als einzigem Profi) in Corin-sur-Sierre seit einigen Jahren als Domaine mit dem Namen «Histoire d'Enfer» betreibt: gut sieben Hektaren, die eine grosse Palette an Rot- und Weissweinen hervorbringen, darunter allein fünf Lagen-Varianten von Pinot noir mit einem ebenso konzentrierten wie frischen «Calcaire absolu» an der Spitze, einem elegant burgundischen Nonplusultra. Nicht weniger spektakulär sind die beiden Syrahs, ein Syrah «L'Enfer de la Patience» und ein Syrah «Cuvée unique». Nun gibt es an der noch nördlicheren Rhone einige Produzenten, die der Qualität der Edelsorte aus ihrem angestammten Habitat in den Appellationen Hermitage und Côte-Rôtie nahe kommen (ich nenne nur Simon Maye et Fils und Denis Mercier). Allein, schon die günstigere Cuvée unique von Histoire d'Enfer tanzt zumindest in der gleichen Kategorie: toll das komplexe, mineralisch-schieferige, dunkelfruchtig würzig-frische Bouquet, nicht weniger attraktiv der vielschichtige, dichte Gaumen. All das ist nach einigem Lüften schon im 2014er zu ahnen, ist aber ein noch grösseres Versprechen für kommende Zeiten – ist die Syrah doch eine Traube, die generell ein langes Leben verheisst und ein glückliches Alter.

Histoire d'Enfer Syrah Cuvée unique 2014.  
13 %. Fr. 39.–. [www.histoiredenfer.ch](http://www.histoiredenfer.ch)

## Leuchtturm des Vergnügens

Manche gute Restaurants finden sich an ungewöhnlichen Orten, wie das «Ammolite» im Europa-Park in Rust. Von David Schnapp



Aufwendige, aber zugängliche Gourmetküche: Peter Hagen, Rust.

Der perfekte Tag beinhaltet mittendrin oder zum Schluss ein gutes Essen. Kürzlich unternahm ich mit der Tochter, vierzehn, einen Ausflug in den Europa-Park im baden-württembergischen Rust. Freizeitparks sind nicht gerade Horte hochstehender Kulinarik, auch wenn das Angebot in Rust durchaus vielfältig ist: vom griechischen Salat bis zum Shepherd's Pie findet sich manches beliebte Bistroggericht aus halb Europa auf den Karten der Restaurants. Aber die innovativen Park-Macher haben vor einigen Jahren auch ein Angebot für verwöhnte Gäste etabliert: das «Ammolite» im Leuchtturm-Hotel.

Eben sind wir mit der «Atlantica Super-splash» mit 80 km/h ins Wasser gestürzt – ein Erlebnis der «Stufe 4», «starker Nervenkitzel», heisst es auf der Website des Parks. Ein kurzer Spaziergang, um die nassen Haare trocknen zu lassen, und nun sitzen wir in dem geschmackvoll eingerichteten Restaurant, dessen runde Form dank der gutplatzierten, halbdurchsichtigen Vorhänge den einzelnen Tischen mehr Privatsphäre ermöglicht.

### Das ganze Huhn

Küchenchef Peter Hagen hat das «Ammolite» in kurzer Zeit auf die Landkarte der Feinschmecker gehoben. 2012 eröffnet, wurde es 2013 mit dem ersten und 2014 mit dem zweiten Michelin-Stern ausgezeichnet. Dabei hat Hagen nicht

in erster Linie die Tester, sondern seine Gäste im Blick. Das Ergebnis ist eine leichtverständliche, aufwendige, aber zugängliche Gourmetküche, die sich in Kombinationen wie Jakobsmuschel und Karotte oder einem mild-würzigen Kaninchenschinken mit Texturvariationen von Kürbis zeigt.

Schön ist, dass es auch ein A-la-carte-Angebot gibt, zum Beispiel ein als Ganzes gebratenes Schwarzfederhuhn; zunächst die Brust mit Sellerie, karamellisiertem Chicorée und einem raumfüllenden Trüffeljus. Im zweiten Gang gibt es dann die Schenkel, diesmal als schlotziges Löffelgericht mit einem Sellerie-Raviolo, eingelegetem Sellerie und diesem wunderbaren Jus.

Hagen sagt, er wolle Gäste ansprechen, für die der Besuch eines Spitzenrestaurants eine neue Erfahrung sei. Das ist ein basisdemokratischer Ansatz, der angenehm unpräzise ist und für Entspannung beim Esser sorgt: Der Koch muss nicht auf jedem Teller überbordende Kreativität beweisen, was für leichte, geschmackvolle Kombinationen sorgt, die ebenso viel Spass machen wie eine Fahrt mit der «Atlantica».

Restaurant Ammolite, Peter-Thumb-Strasse 6,  
D-77977 Rust. Tel. +49 7822 77 66 99  
Montags und dienstags geschlossen,  
samstags und sonntags auch zum Lunch geöffnet  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



Auto

## Britischer Beitrag

Das erste SUV von Jaguar gehört zu den elegantesten Neuerscheinungen im Feld der geländegängigen Fahrzeuge. *Von David Schnapp*

Die erhöhte Sitzposition ist der neue Standard im Automobilbau. In allen Grössen und Formen kommen immer neue Varianten von sogenannten SUVs auf den Markt; wie immer in der freien Marktwirtschaft bestimmt die Nachfrage das Angebot – letzte Woche haben wir deshalb den Maserati Levante vorgestellt. Aber das Angebot wächst weiter, das ist eine gute Nachricht. Nun hat auch der britische Hersteller Jaguar seinen Beitrag zum Thema «ge-

ländegängiges Auto mit erhöhter Sitzposition» auf die Strassen gerollt. Ich stehe zum ersten Mal vor einem F-Pace und denke: «Der sieht aber sehr gut aus.» Das Auto ist nicht zu gross geraten – eine Ausnahme sind die überdimensionierten 22-Zoll-Räder, dazu kommen wir noch –, die Dachlinie senkt sich elegant ab und mündet in einen Spoiler, der sich wie ein kleines Vordach über der dunkel getönten Heckscheibe hervorschiebt. In auffälligem «Caesium Blue» lackiert, sieht der F-Pace noch aufregender aus als im gängigen Schwarz oder Silber. Das gutgeformte Heck wird von schmalen Leuchteinheiten unterbrochen – ein Designelement, das vom zweisitzigen Sportwagen F-Type stammt.

Im Innern herrscht die neue, aufgeräumte Nüchternheit vor, welche alle Jaguar-Modelle in den letzten Jahren auszeichnet. Viele Funktionen sind irgendwo in den Menüs untergebracht, die über einen berührungsempfindlichen Bildschirm zu steuern sind. Und endlich ist dieses Bedienkonzept in einem zeitgemässen Layout verpackt, bis vor kurzem sahen die

Menüs eher provisorisch aus. Erstmals gibt es bei Jaguar ein Head-up-Display, das wichtige Informationen auf die Frontscheibe projiziert – eine technische Massnahme, die den Langstreckenkomfort für den Fahrer stark erhöht.

Motorisiert mit dem kräftigen Biturbo-Dieselmotor, das derzeit für den F-Pace angeboten wird, setzt sich das schicke SUV ziemlich flott in Bewegung und entwickelt maximal stolze 700 Nm Drehmoment. Das Fahrwerk findet derweil automatisch den richtigen Mix aus Komfort und Dynamik. Wählen kann man zudem aus diversen Offroad-Programmen, und an der Kompetenz des Jaguar-Land-Rover-Konzerns in Fragen des Fahrens abseits befestigter Strassen gibt es keine Zweifel. Bei einem Auto wie dem F-Pace gilt aber natürlich die Regel, dass es nur darum geht, zu wissen, dass man könnte, auch wenn man es nie tun wird: fahren abseits befestigter Strassen.

Zum Fahrwerk gibt es leise Kritik; die erwähnten 22-Zoll-Räder schränken den Abrollkomfort ein. Jede Unebenheit macht sich am Lenkrad bemerkbar, hier schränkt die Form die Funktion ein. Denn natürlich gilt, wie für den Rest des Autos, auch für die mächtigen Räder auf schwarzlackierten Felgen: Das sieht gut aus.

Jaguar F-Pace 3.0 V6 Diesel (First Edition)  
Leistung: 300 PS / 221 kW, Hubraum: 2993 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 241 km/h  
Preis: Fr. 90 000.–, Testauto: Fr. 110 140.–





«Angst vor ihrem eigenen Schatten»: Buchautorin und Gucci-Tochter Patricia.

MvH trifft

## Patricia Gucci

Von Mark van Huisseling — Dass die Modefamilie eine komplizierte war, weiss man. Aber wie kompliziert, ist neu.

Beim Lesen deiner Memoiren habe ich mich gefragt: «Warum verliess deine Mutter deinen Vater nicht?», respektive: «Warum stand er nicht zu euch?» Lag es an den Sitten in Italien in den sechziger Jahren? Oder an der Psychostruktur deiner Eltern; war die Mutter schwach, und war für deinen Vater das Doppelleben bequem genug?» – «Meine Mutter hatte Angst, Angst vor ihrem eigenen Schatten, gar nicht zu reden von der Vorstellung, unabhängig zu sein. Vielleicht hätte sie ihn verlassen können, bevor ich geboren wurde. Aber danach – unvorstellbar, ein Tabu, vergiss es. Sie hatte sich, als sie sehr jung war, für ihn entschieden, obwohl es ihr nie wohl dabei war, sich auf einen verheirateten Mann eingelassen zu haben. Und mein Vater... Er hatte gedankliche Schubladen für alles, eine Schublade für diese Person, eine für jene Person und so weiter. In seiner Vorstellung würde alles immer so sein, wie er es wollte. Für ihn waren alle diese Menschen und ihre Leben wie ver-

schiedene Paar Schuhe, und er liess alle nebeneinander laufen.»

Patricia Gucci ist die Tochter von Aldo Gucci und Bruna Palombo; diese arbeitete in den frühen sechziger Jahren im Gucci-Geschäft in Rom als Sekretärin von Aldo, dem damaligen Chef des Lederwaren- und Modeunternehmens. Der Altersunterschied zwischen Aldo und Bruna betrug beinahe dreissig Jahre, und er war seit vielen Jahren verheiratet mit Olwen Price, einer Britin, die er als junger Mann im Gucci-Laden in Florenz kennengelernt hatte; das Paar hatte drei Söhne. Mitte November erscheint Patricias Lebensgeschichte «In Guccis Namen» im Orell-Füssli-Verlag. In dem, von mir aus gesehen, lesenswerten Buch erfährt man viel Interessantes über ihren Vater Aldo, den *empire builder* und Sohn des Firmengründers Guccio Gucci – wie dieser aus dem kleinen Lederwarenhersteller eine Marke mit weltweiter Ausstrahlung machte, von seinem Erfolg in Amerika, aber auch von

seiner Verurteilung (wegen Steuerbetrugs) und seinem Gefängnisaufenthalt ebendort. Patricia wuchs zum grossen Teil in und um London auf, sie war zweimal verheiratet und hat drei Töchter; heute lebt sie mit ihrem Freund, einem Softwareverkäufer aus Kalifornien, in Genf; ich bin mit beiden ein bisschen bekannt. Ihre Mutter lebt in Rom, der Vater ist 1990 gestorben. In seinem Nachruf in der *New York Times* wurden weder Bruna Palombo noch Patricia Gucci erwähnt.

«Im Verlauf der 420 Seiten oder so übernahm ich deine Sicht, nämlich, dass deine Mutter die grosse Liebe deines Vaters war und er ein Gefangener der Umstände. Wäre ich aber nicht bis zum Schluss drangeblieben, hätte ich den Eindruck bekommen, Aldo sei ein Schwere nöter gewesen, der eine seiner jungen Geliebten geschwängert und sich danach bloss einigermassen um die Frau und seine kleine Tochter gekümmert hatte...» – «Mein Vater war kein Heiliger, das ist sicher. Er beehrte meine Mutter am Anfang sehr; nachdem er herausgefunden hatte, dass sie noch Jungfrau war, gab es kein Halten mehr für ihn, sie war die eine für ihn, hatte er beschlossen, er wollte sie unbedingt. Doch nachdem ich geboren war und er uns nach London verlegt hatte, liess sein Interesse ein wenig nach. Er hatte unvorstellbaren Erfolg mit der Firma, trotzdem hatte er eine weitere Midlife-Crisis, dann eine weitere Geliebte, die ihn verführte und nicht mehr weggehen wollte... Doch gegen Ende seines Lebens kehrte seine Liebe zu meiner Mutter zurück.»

«Über dich selber liest man eher wenig im Buch. Und wenn es, was dich angeht, spannend wird – nachdem du endlich deine viel älteren Halbbrüder kennengelernt hast, eine junge Frau bist und im Unternehmen ein wenig mitreden darfst –, ist die Story zu Ende [Anfang der neunziger Jahre, nach dem Tod ihres Vaters, endet die Recherche].» – «Ja, angeblich. Aber ich habe bloss über einen Teil meines Lebens geschrieben.» – «Weshalb? Es hätte bestimmt noch mehr Spannendes zu erzählen gegeben – was du seither erlebt hast, über deine Männer, deine Kinder, dein Erbe...» – «Ich weiss nicht... Ich wollte schon sehr lange die Geschichte meines Vaters kennenlernen. Doch es gab darin so viele Löcher, weil er aus den Büchern des Unternehmens ausradiert worden war, dafür hatte sein Sohn Maurizio gesorgt, der Gucci nach meinem Vater führte – und in kürzester Zeit ruiniert hat. Und meine Mutter wollte die längste Zeit nicht über meinen Vater sprechen. Und als sie es endlich tat, waren das Erfahren der Geschichte und das Aufschreiben für mich ein Befreiungsakt.» – «Sind alle grossen Familien dysfunktional und chaotisch – oder vor allem italienische?» – «Schwer zu sagen. Bei Ferragamos läuft es rund, aber sie haben eine Matriarchin – vielleicht haben Männer zu grosse Egos.»

Ihr liebstes Restaurant: Da Augusto a Trastevere, Piazza de' Renzi 15, Rom, Tel. +39 06 580 37 98

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13					14		15		16				
17				18									
		19							20				
	21			22		23		24				25	
26				27						28			
	29			30			31		32				
33				34	35				36		37		38
39							40						
				41							42		
43									44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Was man gerade so tut  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Heute Meute, morgen Horde, und immer auch dies. 7 Der Reformator weiss Bescheid: eine der Lutherstädte. 10 Ein grosser Wucherer, dazu ein richtig Grüner. 13 Bei ihnen weiss auch der Laie, dass etwas nicht ganz dicht ist. 14 Ihr höchstes Ziel: ein islamischer Gottesstaat. 17 Die Sendung ist eine Ladung. 18 Unser Samichlaus mag es sprachlich englisch. 19 Einer aus der Familie der Meerkatzenverwandten. 20 Ausser Kontrolle, aber nicht aus Nervosität. 21 Ist es vor morgen positioniert, ist die Limite gegeben. 22 Wer nichts wird wird Wirt, oder dann dies. 26 Passt zum Zoll und kostet folglich nichts. 27 Doppelsalz der Schwefelsäure. 28 Ein Wicht, nicht von dieser Welt. 29 Der Bergsturz von Goldau, und damit gemeindegemäss dort. 31 Per Knopfdruck zurück zum Anfangszustand. 33 Drei Buchstaben für das Drei-Säulen-System. 34 Was für Franzosen eine Kunst, steht nicht in unserer Gunst. 36 Mies ist sie für Deutsche, nicht so für Franzosen. 39 Die mehrfache Entschädigung ist verdient. 40 Insgesamt füllt er etwa ein Fünftel der Erdoberfläche. 41 Gehört mit norwegischer Fantasie zur Familie der Kobolde. 42 Bei diesem Stoff kann einem Hören und Sehen vergehen. 43 Bundesrepublik, nicht Deutschland, zehn Mal grösser. 44 Der Schritt, führt zum Städtchen in Bolivien.

**Senkrecht** — 1 Ort, den in der Romandie sogar die Kinder kennen. 2 Was wir sind, sind wir bestimmt auch wegen ihr. 3 Kein Wolf, aber auch ein Wilder. 4 Japan und er ergeben den geschätzten Hund. 5 Zwei Paare, sie waren Popgruppe und Palindrom. 6 Er sieht gut aus, sehr gut, ob's ein Franzose ist? 7 Sie ist anmutig, zart, vergeistigt - einfach sagenhaft. 8 Pekuniärer Helfer bei der Korruption. 9 Pikrinsäure, ja, da knallt es dann. 10 Duke: kein britischer Adliger sondern amerikanischer Jazzmusiker. 11 Nicht der Geist aus der Flasche sondern der Duft daraus. 12 Geht es um käuflichen Sex, war die Pilotin Pionierin. 15 Zum Beispiel eine wie Oscar. 16 Ein zusätzliches Gen ist für den Sprengstoff nötig. 18 Die Erzählung ist buchstäblich mit der Sage verwandt. 21 Klingt zweifellos nach Begeisterung. 23 Zweischneidiges, kampferprobtes Husarenstück. 24 Sie ist zwei senkrecht ziemlich ähnlich. 25 Mühlen - sie geben einen Vorgeschmack aufs Baguette. 30 Ein Pferdenarr, der einst von Ort zu Ort zog. 32 Nachricht ganz ohne Tütato. 33 Das im Setzkasten, das war einmal. 35 Es scheidet (wie auch sein Gegenteil) die Leute. 37 Die Schneider, die als Danella millionenweise Bücher verkauft(e). 38 So dann lebt der Parasit auf anderen Organismen.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 487**

	I	M	P	A	L	A		D		S	T	A	R	E	
S	K	I	E	R		B	L	U	M		R	I	O	M	
P	E	T	R	Y		O	E	D	I	P	U	S	S	I	
O		I	L	L	U	S	I	O	N	E	N		T	T	
E	S	S	E		H		E	W	I	G	K	E	I	T	
	T				D	D	U	R		B	U	E	R	G	E
E	I	S	B	A	E	R		W	A	Y	N	E		N	
	E	P	E	N		I	S	A	R		H	I	A	T	
G	L	A	S	K	U	G	E	L		B	E	G	R		
L	E	T	T	E	R		V	I	O	L	I	N	E	N	
U		E	I	N	E	H	E		M	A	T	I	N		
E	I	N	E		A		N	G	A	U		S	A	L	

**Waagrecht** — 1 IMPALA 7 STARE 12 SKIER  
 13 BLUM 16 RIOM 17 PETRY 18 OEDIPUS  
 20 ILLUSIONEN 22 TT (TOTE) 23 ESSE (lat. f. Sein, Philosophie: Gesamtheit d. Existierenden)  
 25 EWIGKEIT 27 DDUR (D-Dur: gilt als festlichste Tonart) 29 BÜRGER 30 EISBAER  
 33 WAYNE (John, hiess mit richtigem Namen Morrison) 34 EPEN 35 ISAR 37 HIAT (med. f. Spalt im Knochen oder Muskel) 39 GLASKUGEL 41 BEGR (Berg) 42 LETTER (Druckbuchstabe) 43 VIOLINEN 45 EINEHE 46 MATIN (franz. f. Morgen) 47 EINE 48 NGAU (ungenau) 49 SAL (Saal)

**Senkrecht** — 1 IKE 2 MITIS 3 PERLE 4 ARYL  
 5 ABOS 6 DUDOW 8 TRUNKENHEIT 9 AIS  
 10 ROSTIG 11 EMITTENT 12 SPOE (Sozialdem. Partei Österreichs) 14 LEIER 15 MINIBAR  
 19 PEGUY 21 UHDE (ThyssenKrupp Uhde GmbH) 24 STIELE 26 EREIGNIS 27 DANKEN  
 28 URIG (Uri mit g) 31 SPATEN 32 BESTIE  
 33 WALI 36 SEVEN (7-Eleven ist Ladenkette)  
 38 ARENA 39 GLUE (engl. f. Leim) 40 UREA  
 41 BLAU 44 OMA

**Lösungswort** — STIERENAUGEN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



**ROLEX**

DIE DAY-DATE 40

Die Statusuhr par excellence und weltweit das Symbol für Prestige, neu interpretiert mit modernisiertem Design und einem mechanischen Manufakturwerk der neuen Generation. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40

**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*